Neue Beiträge zur Natur- und Arzenei-Wissenschaft

herausgegeben

von

C. G. Selle,

der Arzenei-Wissenschaft Doktor und Professor und Arzt des Charité-Hauses zu Berlin.

Zweiter Theil.

Berlin

bei August Mylius 1783.

Inhalt.

Seite

C. G. Selle medicinische Erfahrungen.

1) Von dem Gebrauche der dephlogisticirten Luft. 1.
2) Von einer durch die fixe Luft geheilten Paralysis. 5.
3) Von einer durch die fixe Luft geheilten Phthisi pituitosa. 7.
4) Von der Würkung der fixen Luft in Steinschmerzen. 8.
5) Von der reizenden und bluttreibenden Kraft der fixen Luft. 11.
6) Von einer Ansammlung von Luft in der Brusthöle. 16.
7) Von einer Bauchwassersucht. 17.
8) Von einer Katalepsis. 18.
9) Von einer Verknöcherung der Valvuln des Herzens. 23.
10) Von einem Aneurisma als Ursache der Brustwassersucht. 24.
11) Von einem Aneurisma, welches durch Zerreissung tödtete. 25.
12) Von einer Verwachsung des Herzbeutels mit dem Herzen. 26.
13) Von den Verhärtungen der Mutter. 28.
14) Von einem periodischen Kopfschmerz. 33.
15) Von einem Polypen des Herzens. 36.
16) Von einer widernatürlichen Lage der Milz. 41.
17) Vom Kindbetterinnen-Fieber. 45.
18) Von der Entzündung der Gebärmutter. 50.
19) Von einem im Wochenbette entstandenen Eitersacke im Becken. 58.

20) Von

Inhalt.

Seite

20) Von Milchversetzungen. 66.
21) Von hitzigen Fiebern im Wochenbette. 76.
22) Von Wassersuchten im Wochenbette. 82.
23) Von Kopfwunden. 86.
24) Von einer Carie vertebrarum und daher erfolgten Eitergeschwulst. 102.
25) Von einer Windsucht. 106.
26) Nachtrag zur Würkung der fixen Luft in der Phthisi pituitosa. 110.
27) Nachtrag zum Kindbetterinnen Fieber. 111.

D. Heim medicinische Erfahrungen.
1) Von einem Kinde, welches vom Genuß des Saamens vom Stechapfel starb. 125.
2) Von einer blasichten Nachgeburt. 128.
3) Von der Wirkung des neuen schlesischen Mittels gegen den Biß wüthender Thiere. 129.

D. Pyl, von venerischen Bubonen. 145.

D. Kemmerich, von einer vermeinten Schwangerschaft. 153.

D. C. G. Selle kritische Anmerkungen. 159.

D. Herz Auseinandersetzung einiger Begriffe aus der Materia medika. 190.

D. Gerhard, Königl. geheimen Oberbergraths ꝛc. Chymische Beobachtungen über die Verbindung des Eisens mit dem Kupfer. 202.

C. G. Selle

C. G. Selle medicinische Erfahrungen.

I.

Von dem Gebrauche der dephlogistizirten Luft.

Als der verdiente Schwedische Chymist Scheele seine Erfahrung bekannt gemacht hatte, daß sich aus dem Salpeter durch die Schmelzung desselben eine ansehnliche Menge der reinsten dephlogistizirten Luft entbinde, war es natürlich auf den Gedanken zu fallen, durch dieses Mittel die Luft in verschlossenen und mit unreinen Dünsten angefüllten Zimmern zu verbessern. Da aber zu diesem letztern Endzwecke nothwendig erforderlich ist, daß das Feuer, wodurch man die Schmelzung bewürkt, nicht auch zugleich in dem Zimmer befind-

lich sei, dessen Luft man zu reinigen willens ist, so stellten sich mir gleich so viel pracktische Schwierigkeiten dar, daß ich nicht weiter daran dachte, und es der Zeit und erfindungsreichern Köpfen überließ, Mittel auszufinden, wodurch man auf eine wohlfeile und in Hospitälern im Grossen leicht anzubringende Art diese vortrefliche Entdeckung pracktisch nutzbar machen könnte.

Seine Königliche Hoheit, der Prinz Heinrich von Preussen, welcher sich mit einer seltenen Wißbegierde um diese und ähnliche Entdeckungen bekümmert, hatte in seinem ruhmvollen Feldzügen nur zu oft die nachtheiligen Folgen der verdorbenen Luft in Lazarethern wahrgenommen, als daß er nicht hätte wünschen sollen, die oben gedachte Erfahrung zum Besten der Menschheit angewandt zu sehen. Er trug daher dem Herrn Direktor Achard auf, einen Ofen anzugeben, durch welchen man diese Schmelzung des Salpeters verrichten und auf diese Art ein Zimmer beständig mit reiner Luft versehen könnte. Zugleich befahl er mir, einen solchen Ofen in dem Charité-Lazarethe auf seine Kosten erbauen zu lassen und damit Versuche anzustellen.

Herr Achard hielt dafür, daß es zu unserm Endzweck darauf ankäme, die im Zimmer befindliche unreine Luft in Berührung mit dem schmelzenden Salpeter zu bringen, damit sie ihr Phlogiston an dem Salpeter absetzen und sich auf diese Art reinigen könne. Zu dem

Ende

Ende bauete er den Ofen ausserhalb dem Zimmer, und versahe ihn mit einer zweihälsichten Retorte, deren Mündungen in das Zimmer gerichtet wurden. An der einen Mündung wurde ein Blasebalg angebracht, durch welchen man die Luft in die Retorte hinein und zur andern Mündung wieder heraus in das Zimmer bringen konnte. In der That war diese Vorrichtung vortreflich. Unsere einzige Sorge, die wir in der Folge nur zu gegründet fanden, war, daß die Retorten von dem schmelzenden Salpeter durchfressen werden würden. Wir stellten unsern ersten Versuch an; die Retorte enthielt ein Pfund Salpeter. Ein brennendes Licht, welches wir an die offene Mündung der Retorte hielten, und welches mit einer weit stärkern Flamme und mit weit mehr Lebhaftigkeit brannte, überzeugte uns, daß in der That dephlogistizirte Luft durch diese Vorrichtung in das Zimmer gebracht werde. Nur betrug dieses in Zeit von einer Stunde nicht so viel, daß die im Zimmer befindlichen Kranken einige Würkung davon hätten verspüren sollen. Es kam daher nur darauf an, die Schmelzung lange genug fortzusetzen. Aber bald überzeugte uns der Geruch, daß die Retorte gesprungen seyn müste, und wir liessen daher das Feuer abgehen. Nach dem Erkälten zeigte es sich, daß die Retorte gesprungen war. Ich wiederholte nachher noch einigemal diese Versuche und fand immer Hindernisse, die ihren Grund entweder in der gesprungenen Retorte oder darin hatten, daß der

Salpeter in den Hals der Retorte eingedrungen war und denselben verstopft hatte. Diese Versuche überzeugten mich, daß es mit der praktischen Anwendung dieser Vorrichtung sehr viele schwer zu überwindende Schwierigkeiten geben würde, die hauptsächlich in folgenden bestehen:

1) Die Ofen sind zu theuer, als daß man sie in allen Zimmern des Lazareths anbringen könnte, weil sie, da sie ausserhalb dem Zimmer angebracht werden müssen, nicht zu gleicher Zeit zum Heitzen dienen können.

2) Es wird schwer halten, Retorten zu finden, welche dem Salpeter auch nur zur Alkalisirung eines Pfundes desselben wiederstehen sollten. Wollte man porzellänerne Retorten zu diesem Behufe anwenden, so würden diese das Mittel wiederum sehr kostbar machen.

3) Auf allem Fall würde die auf diese Art bewürkte Luftverbesserung doch immer, nicht nur bei Nachte, sondern auch durch neue Bestellung der Retorte und des Ofens ganze Tage lang unterbrochen werden.

4) Da die im Zimmer befindlichen Kranken, durch ihr Athmen und durch ihre Ausdünstung die Luft beständig wieder verderben, und man der atmosphärischen ausserhalb dem Zimmer befindlichen Luft doch nicht den Zugang verwehren kann, so wird trotz aller fortgesetzten Dephlogistizirung die Luft im Zimmer doch nie reiner und besser werden, als es die ausserhalb

dem-

demselben befindliche atmosphärische ist. Folglich wird diese Vorrichtung eigentlich auch nur im Winter wahren Nutzen schaffen, weil man sich im Sommer sehr leicht mit Oefnung der Fenster und Thüren helfen kann. Sollte man es inzwischen dahin bringen, daß diese künstliche Dephlogistizirung wohlfeiler, bequemer und ununterbrochener geschehen könnte, so würde der leidenden Menschheit allerdings ein beträchtlicher Vortheil daraus erwachsen.

II.

Von einer durch die fixe Luft geheilten Paralysis.

Ein Frauenzimmer 17 Jahr alt, kam mit einer Lähmung der obern und untern Extremitäten in die Charité. Sie wuste keine Ursache ihrer Krankheit anzugeben, und da ich kein einziges Indikans finden konnte, verordnete ich ihr die fixe Luft, auf Hulmische Art, zu nehmen. Sie bekam nemlich täglich einige Skrupel von einem alkalischen Salze, in Wasser aufgelöset, mit eben so viel verdünnter Vitriolsäure, als zur Sättigung des Laugensalzes erforderlich war, eins unmittelbar nach dem andern gegeben. Ausserdem wurde sie warm gebadet und mit dem Ungt. nervino *) inungirt. Durch diese

*) S. von allen zusammengesetzten Mitteln mein Handbuch.

Kur wurde sie ohne alle andre Mittel innerhalb einigen Monaten von der Lähmung befreiet, und nachdem sie einige Zeit Roborantia gebraucht hatte, vollkommen wieder hergestellt.

Wie dieses Mittel hier gewürckt habe, wage ich nicht zu erklären. Die Person hatte noch nie ihre Menses gehabt, aber diese kamen auch nach der Heilung nicht zum Vorschein. Wahrscheinlich war die Krankheit eine aus natürlicher Disposition von geringen Ursachen entstandene Nervenkrankheit, denn ihr Bruder war, ihrer Aussage nach, mit derselben Krankheit befallen gewesen, und davon auch wieder hergestellt worden. Ich habe dieses Mittel hernach noch öfter bei Lähmungen wieder angewandt, aber ohne Erfolg. Einmal that es bei einem ähnlichen Falle gute Würkung. Aber plötzlich kam die Krankheit in verdoppelter Stärke und mit vielen Schmerzen verbunden wieder zum Vorschein. Es gesellte sich ein Fieber hinzu und die Excretionen des Stuhlganges und Urins waren unwillkührlich. Nichts destoweniger erholte sich die Kranke wieder so weit, daß sie sitzen konnte, aber die untern Extremitäten blieben gelähmt.

Hier war vielleicht eine besondere Schärfe die Ursache, die durch die fixe Luft in Bewegung gesezt wurde, worauf die anfängliche Heilung und die veränderte Gestalt der sich hernach wieder einstellenden Krankheit erfolgte.

III. Von

III.

Von einer durch die fixe Luft geheilten Phthisi pituitosa.

Ein junger Mensch von einigen 20 Jahren kam im Jahr 1778 mit allen Zufällen der Lungensucht in die Charité. Er hatte einige Monate vorher ein Katarrhalfieber gehabt, und, da er sich nicht hatte schonen können, war seine jetzige Krankheit die Folge davon.

Ich ließ ihn eine Auflösung von Weinsteinsalz und unmittelbar hinterher, verdünnte Vitriolsäure, ganz nach Hulmischer Methode nehmen, und in Zeit von drey Wochen war er völlig geheilt, so daß er als Wundarzt wieder mit zu Felde gehen konnte, von daher er gekommen war. Ich habe dieses Mittel nachher bei sehr vielen andern Lungensüchtigen angewandt, aber ich weiß unter beinahe 100 Kranken, etwa nur 3, wo es gut gethan hat, und ich habe noch eben jetzt einen Kranken, wo sich bei dem Gebrauche dieses Mittels das Fieber und der Auswurf mindern. Bei sehr vielen macht es nicht nur Beklemmungen auf der Brust, sondern verursacht auch nicht selten Bluthusten. Wenn ich daher das Mittel versuche, und ich bemerke, daß es zu geschwinde den Auswurf hemmt und das Athemholen beschwerlich macht, so setze ich es, aus Furcht für den Bluthusten so gleich aus.

Oft haben Schwindsuchten dieser Art ihren Grund in Hämorrhoidal-Bewegungen, wodurch Kongestionen des Blutes nach der Brust und eben dadurch Verschleimungen der Lungen verursacht werden. Kann man durch dieses Mittel den Trieb des Blutes wieder nach den Hämorrhoidalgefässen leiten, so kann man der Heilung fast gewiß seyn. Aber man muß zugleich mit aller Sorgfalt, alle Kongestionen des Blutes nach der Brust zu heben und zu vermindern suchen, und zu dem Ende, gelind laxirende Mittel, Blasenpflaster an den Waden und Blutigel am Mastdarm zu Hülfe nehmen.

IV.

Von der Würkung der fixen Luft in Steinschmerzen.

Ein achtjähriger Knabe wurde den 9. Nov. 1778, wegen eines Blasensteins in die Charité gebracht. Er hatte die heftigsten Schmerzen und schrie Stundenlang erbärmlich. Durch den Catheter fand man den Stein von der Größe und Figur einer Mandel.

Man gebrauchte wohl drittehalb Monate lang täglich über ein Loth spanischer Seife und ließ ihn täglich wenigstens ein Quart Kalkwasser mit Milch trinken. Aber es erfolgte keine Linderung der Schmerzen. Der

Urin

Urin hatte einen schleimichten Bodensatz, und der Stein blieb von derselben Größe.

Es war eben die kleine Schrift von Hulme erschienen, worin er der fixen Luft die Kräfte zuschreibt, den Stein aufzulösen. Ich hatte zwar keinen Glauben an diese Kraft, weil ich aber nichts bessers zu geben wuste, und weil doch die mineralischen Wässer in der That oft gute Dienste in Steinschmerzen leisten, so ließ ich ihn nach Hulmischer Art, absorbirende Erde und Vitriolsäure nehmen. Er bekam nemlich täglich drey bis viermal einen Skrupel von der Bittersalzerde und unmittelbar hinterher eine halbe Tasse von einer mit Wasser hinlänglich verdünnten Vitriolsäure.

Der Knabe fand in der That schon einige Tage nach dem Gebrauche dieses Mittels Linderung, welches ich aber doch nicht demselben zuschrieb. Es wurde inzwischen drei Monat lang fortgebraucht. Der Urin hatte alle Morgen einen weißlichten mehlichten Satz und der Knabe hatte fast die ganze Zeit hindurch keine Schmerzen, und konnte nun eine ziemliche Quantität Urin halten.

Dies machte mich endlich aufmerksam und ich ließ ihn daher katheterisiren. Wie groß war meine Verwunderung, als wir auf keine Art und Weise den Stein finden konnten! Ich behielt ihn inzwischen doch noch vier Wochen im Lazareth, und ließ ihn, um meiner Sache

sicher zu seyn, nochmals untersuchen, ehe er entlassen wurde, und ich glaubte einen Stein aufgelöset zu haben.

Vier Wochen nachher zeigte es sich, daß meine Freude vergeblich gewesen war. Der Knabe wurde wieder mit heftigen Schmerzen befallen und nach der Charité zurück gebracht. Gleich bei der ersten Untersuchung fand man den Stein von derselben Größe und Figur, als er ein halb Jahr vorher gewesen war und es war mehr als zu gewiß, daß sich der Stein in einer Falte der Blase verborgen haben muste. Da indessen das Mittel doch offenbar gute Dienste geleistet hatte, ließ ich es aufs neue wiederum anfangen, und die Schmerzen wurden auch in der That wiederum gestillt, und so habe ich ihn drei Jahre lang erhalten und durch die fixe Luft von seinen Schmerzen befreiet.

Ich habe das Mittel hernach noch bei mehreren Calculosis gebraucht und es immer von Nutzen befunden. Wie es würke und wodurch es die Schmerzen stille, weiß ich nicht. Vielleicht giebt es den Theilen mehr Spannkraft und verhindert dadurch, daß sich nicht so viel Schleim erzeuge, oder daß auch dieser fortgeschaft werde, der wahrscheinlich die Ursache der krampfhaften Schmerzen ist, da der Stein für sich selbst wohl nicht anders als mechanisch den Abfluß des Urins hindern kann.

V. Von

V.

Von der reizenden und bluttreibenden Kraft der fixen Luft.

Als mir im April 1778 das Medikat der Charité anvertraut wurde, fand ich daselbst ein Frauenzimmer von einigen dreißig Jahren, die sonst schon an einer Wassersucht laborirt hatte, von der sie durch den Gebrauch eines Arkanums geheilt war, jetzt aber eine tympanitische Auftreibung des Unterleibes hatte, die mit einem Erbrechen, fürchterlichen und zuweilen zwölf Stunden lang anhaltendem Schlucken und der hartnäckigsten und unüberwindlichsten Leibesverstopfung verbunden war.

Ich weiß nicht leicht ein äusserliches oder innerliches würksames Mittel, welches nicht zur Hebung dieser Zufälle angewendet worden, und ich finde es daher unnöthig, sie hier aufzuzählen, da sie in einigen Monaten auch nicht die mindeste Aenderung zuwege brachten, und die Kranke so gar die mildesten Brühen und Getränke zurückbrach. Alles, was ich nach dieser Zeit mehr wuste, war, daß ich wohl nicht leicht Entzündung besorgen durfte, da die Krankheit so ununterbrochen fortdauern konnte.

Da, wie gesagt, kein Plan durchgehen wollte, und wir schon einige Zeit aufs Gerathewohl Versuche gemacht hatten, so kam auch die Reihe an Clystieren von

fixer

fixen Luft, welche die erstenmale den Unterleib nur noch mehr auftrieben und die Schmerzen vermehrten, so daß man, um diese zu mindern, ein blos erweichendes Clystier gab, welches nun zu unserer Verwunderung den Leib öfnete, ohne daß wir indessen doch glaubten, daß wir dieses der fixen Luft zu verdanken hätten.

Da inzwischen der Leib doch nicht freiwillig wurde, und man wieder zu Clystieren schreiten muste, und diese, wie gewöhnlich ihren Dienst versagten, so wurde aufs neue fixe Luft beigebracht, die aber, wiederum wie das erstemal würkte, und keine Oefnung zu Stande brachte. Als man aber ein erweichendes Clystier hinter her gab, erfolgte die Oefnung und wir waren froh, nun ein Mittel zur Offenerhaltung des Leibes erhalten zu haben.

Im Ganzen war inzwischen noch nichts gewonnen. Der Unterleib blieb aufgetrieben und der Schlucken und das Erbrechen hielten an. Nachdem die Clystiere etwa vierzehn Tage lang gebraucht waren, stellte sich auf einmal ein starker blutiger Hämorrhoidalfluß ein, und, was noch mehr, den folgenden Tag darauf war der Unterleib gefallen und weich, der Schlucken hatte nachgelassen, und die Kranke behielt Speisen und Getränke bei sich.

Daß die fixe Luft Hämorrhagien veranlassen könne, davon hatte mich die Erfahrung in dem Gebrauche derselben bei Schwindsüchtigen schon überzeugt, und ich trug

kein

kein Bedenken, ihr die Heilung zuzuschreiben, die ich nun zu Stande gebracht zu seyn glaubte.

Aber diese Freude dauerte nur drey Wochen. Plözlich fieng der Unterleib wieder an zu schwellen und der Schlucken und das Erbrechen stellten sich wieder ein. Wir kehrten zum Gebrauche unsers Mittels zurück und erhielten unsern Endzweck, auf dieselbe Art, als das erstemal. Diesen Zirkel gehe ich mit der Kranken seit der ganzen Zeit bis jezt durch. Alle vier Wochen stellt sich ihre Windsucht ein. Es werden dann sogleich die Clystiere von fixer Luft und unmittelbar darauf erweichende Clystiere gegeben, wodurch nicht nur der Leib geöffnet, sondern auch der Hämorrhoidalfluß und durch diesen das Zusammenfallen des Unterleibes und das Aufhören der übrigen Zufälle bewürkt wird, welcher gute Zustand immer nur zwey höchstens drei Wochen währt.

Zuweilen entstehen blosse Knoten ohne daß es zum Flusse käme, und dann nehme ich Blutigel am Mastdarm zu Hülfe, die fast immer dasselbe leisten, und mit denen ich auszukommen suchen würde, wenn wir nicht eines Mittels zur Eröfnung des Leibes bedürften. Die Person hat zwar unordentlich, doch zuweilen ihre Menses, die aber auf die Krankheit gar keinen Einfluß zu haben scheinen.

In den Zwischenzeiten ist sie gesund und munter, nur hat sie eine Schwäche in den Füssen, die ihr selten zu gehen erlaubt.

Nie spürt sie das geringste von Blähungen, auch gehen deren keine beim Zusammenfallen des Unterleibes ab.

Sie ist bei diesen Zufällen manchmal so elend, ob sie gleich fieberfrei bleibt, daß ich nicht selten ihren Tod vermuthe, aber sie erholt sich sehr bald wieder. Künftig gebe ich meinen Lesern weitern Bericht von dieser merkwürdigen Kranken.

Daß übrigens Hämorrhoidal-Bewegungen nicht selten die Ursache einer solchen tympanitischen Auftreibung des Unterleibes und einer hartnäckigen Verstopfung seien, davon hat mich die Erfahrung noch kürzlich wiederum überzeugt.

Ein junger Mensch von ungefähr zwanzig Jahren war schon immer mit Verstopfung des Leibes geplagt, die vor einiger Zeit so anhaltend und hartnäckig wurde, daß der Leib sehr aufgetrieben und äusserst hart und gespannt war. Weil er zugleich über Rückenschmerzen klagte, so war meine erste Idee, daß dieser krampfhafte Zustand von einer Stockung im Systema venæ portarum herrühre, und ich ließ ihn daher sogleich Blutigel am Mastdarm setzen. Ausserdem gab ich ihm innerlich gelind laxirende Mittel, und erweichende Clystiere. Nach dem Blutverlust legten sich zwar die Rückenschmerzen etwas, aber der Leib blieb so verschlossen wie vorher und es geselleten sich so heftige Schmerzen in den Gedärmen dazu, daß ich eine Entzündung besorgen

gen muste. Ich ließ ihn daher in ein warmes Bad setzen, gab innerlich das Ol. Ricini zu 4 bis 6 Unzen und ließ Clystiere aus der Assa foetida und dem Ol. Ricini nehmen. Es erfolgte zwar etwas Oefnung, aber die Fæces waren grau, und der Zustand blieb übrigens derselbe. Ich gab nunmehr die stärksten Laxanzen z. B. zwei Drachmen Jalappenwurzel in einem Tage, und setzte dabei die warmen Bäder fort, aber ohne alle Würkung. Da ihm einige Zeit vorher Würmer abgegangen waren, so argwöhnte ich auch auf diese und gab daher starke Merkuriallaxanzen mit der Gummigutte, aber auch diese bewürkten keine Oefnung. Ein Dekockt von Toback mit einigen Unzen von der Aqua bened. Rul., als Clystier gegeben, öfnete zwar den Leib, hob aber die Spannung und die Schmerzeu nicht. Ich ließ Blasenpflaster auf den Unterleib legen, gab den reinen Mohnsaft, ließ Essigclystiere nehmen, aber erhielt durch alle diese Mittel nichts weiter, als daß der Puls, der anfänglich geschwinde und unregelmäßig war, etwas langsamer und gleichförmiger wurde, ob er gleich immer klein und krampfhaft blieb. Nachdem dieser Zustand über sechs Wochen angehalten hatte, entschloß ich mich, weil alle andere Mittel vergeblich waren, und sich die Rückenschmerzen wieder einstellten, nochmals Blutigel am Mastdarm setzen zu lassen. Während diese sogen, entstanden schon Borborygmen in den

Gedär-

Gedärmen, und kurz darauf hatte der Kranke einen freiwilligen Stuhlgang von gefärbten Exkrementen, und der Unterleib verlor seine Spannung und Härte.

VI.

Von einer Ansammlung von Luft in der Brusthöle.

Ein Mann von achtundzwanzig Jahren, der sich seit den 17ten April 1777 im Hospitale der Charité befand, weil er unterschiedenemale Versuche gemacht hatte, sich des Lebens zu berauben, wiederholte einen solchen Versuch aufs neue, und wurde deswegen aufs Lazareth gebracht.

Bald darauf wurde er mit einer Diarrhöe befallen, die ihn so entkräftete, daß er ganz stille für sich lag, auf keine Weise zu bereden war, Speise und Trank zu sich zu nehmen, und vier Tage nachher verschied.

Bei der Oefnung des Unterleibes kam die Milz in einer ganz widernatürlichen Lage zum Vorschein. Sie lag über dem Colo transverso, und da, wo sonst die Milz ihre natürliche Lage hat, fand man den linken Nieren. An eben dieser Seite fand man das Zwerchfell so sehr hervorgetrieben, daß es schien, als ob ein neues Eingeweide da befindlich sei. Beim ersten Einschnitte durch

durch die Knorpel der Brust verschwand diese ganze Erhabenheit, und man fand die ganze Brusthöle dieser Seite leer, und nur noch ein kleiner Theil der gewesenen Lunge hing an den Gefässen derselben, war aber wie ein ganz ausgetrockneter Schwamm anzufühlen. Die Lunge auf der rechten Seite war sehr verwachsen und knoticht. Das Herz und die Eingeweide des Unterleibes hatten ihre natürliche Beschaffenheit.

VII.

Von einer Bauchwassersucht.

Ein Mann von sechsundfunfzig Jahren kam mit einer Bauchwassersucht in die Charité. Er hatte dabei ein abzehrendes Fieber und ich sahe seinen Tod vor Augen. Er klagte zugleich, daß er Bandwürmer bei sich habe, die ihn sehr plagten, und bat so flehentlich um Arzeneimittel, daß ich mich entschloß, sowohl als Anthelminthicum als auch als Hydragogum die Gummigutte zu geben.

Nachdem er einige Tage alle Morgen zehn Gran von der Gumigutte genommen hatte, ging auch wirklich der Wurm mit dem Kopfe ab, aber das Wasser häufte sich immer mehr an. Er bestand darauf, daß man ihn punktiren solle, und ich gab auf sein dringen-

des Anhalten zu, daß man ihm einige Quart abzapfen solle. Er starb dieselbe Nacht.

Bei Eröfnung des Unterleibes fand ich die Milz von einer ungeheuren Grösse, indem sie die ganze Länge des Unterleibes einnahm. Dabei war sie von guter Farbe und Beschaffenheit. Die Leber hingegen hatte mehr als ein Drittheil ihrer natürlichen Grösse verloren, und war durch und durch skrophulös, und in der Gallenblase war nur eine weißliche Feuchtigkeit enthalten. Sollte man nicht glauben, daß die Funktionen der Leber zum Theil durch die Milz ersetzt werden könnten?

VIII.

Von einer Katalepsis.

Ein Frauenzimmer von vierundzwanzig Jahren, von übrigens starker Leibesbeschaffenheit, wurde den 7ten November 1781 in die Charité gebracht.

Sie war ganz stupide, sprach und antwortete kein Wort, stand, wo man sie hinstellte, auf einem Fleck, saß eben so, behielt ihre Gliedmassen in der Lage, worinn man sie brachte, kurz war vollkommen kataleptisch und blieb auch so bis zu ihrer Besserung, so daß die Krankheit gar keine Paroxysmen gemacht hat.

Dabei

Dabei war das Gesicht sehr roth und die Pupillen sehr erweitert und ohne alle merkliche Kontraktilität, der Puls aber äusserst langsam.

Ungefähr fünf Monathe vorher war sie zum erstenmal durch eine natürliche Geburt von einem gesunden Kinde entbunden worden. Ihre Wochenzeit hindurch war sie stets gesund gewesen, die Lochia hatten gut geflossen, die Milch hatte sich eingefunden, und ausser daß die Milch gegen die sechste Woche wieder vergangen war, blieb sie gesund bis gegen die dreizehnte Woche, da ihr Kind starb, dessen Tod sie sich sehr zu Gemüthe zog und wobei sie überdies viel Aergerniß hatte.

In dieser Zeit hatte sie, wegen heftigen Kopfschmerzen und steten Uebelkeiten, sich immer zu Bette halten müssen, und, aus Mangel eines Arztes, waren, ausser einigen Aderlässen, keine Hülfsmittel angewandt worden. Auch hatte gleich nach dem Tode des Kindes die Milch sich wieder in den Brüsten eingestellt und sich erst fünf bis sechs Wochen nachher wieder nach und nach verloren. Nach einigen Wochen hatten sich die Kopfschmerzen vermindert, die Eslust wieder eingefunden, und überhaupt war sie einigermassen besser geworden.

Gegen die Mitte des Octobermonaths hatten sich die Kopfschmerzen wieder eingestellt, sich nach und nach so vermehrt und waren mit so quälenden Phan-

tasien verbunden, daß der Zustand endlich in eine Manie übergegangen war.

Alle Nahrungsmittel hatten ihr mit Gewalt beigebracht werden müssen, nnd in diesem Zustande war sie drei Wochen gewesen, als sie zwar stille wurde, aber den Gebrauch ihrer Gliedmassen verlor und nun zu uns in die Charité gebracht wurde.

In den ersten Tagen wurde ihr zur Ader gelassen und die Mixt. Soluens gegeben.

Den 11ten November bekam sie ein Brechmittel aus einem Skrupel Ipecacuanhe und zwei Gran Brechweinstein, wonach auch einige gallichte schleimichte Vomitus erfolgten.

Den 12ten wurde der Brechweinstein in verdünnter Form gegeben und täglich mit einem Gran gestiegen, bis sie täglich einen Skrupel bekam. Sie brach aber nur selten und das Mittel würkte etwas auf Stuhlgang. Es wurde daher die Ipecacuanhe angefangen und bis zu einem Quentchen täglich, in drei Dosen getheilt, gestiegen, wornach aber auch nur in den ersten Tagen einiges Erbrechen, nachher gar keine Würkung erfolgte.

Den 9ten December wurde der Brechweinstein mit der Ipecacuanhe verbunden *) gegeben, und auch damit gestiegen.

Den

*) Mir wurde die Bemerkung erzählt, daß durch die Verbindung von beiden Mitteln leichter Brechen bewürkt werde, als durch jedes für sich. Einige Versuche haben mir

Den 11ten December brach sie einige Spulwürmer weg. Die Mittel wurden in steigenden Dose fortgesetzt.

Obgleich nun der Zustand etwas leidlicher schien und der Puls etwas geschwinder wurde, so blieb sie doch immer noch stupide und kataleptisch. Sie wurde daher den 17ten in ein kaltes Bad, und aus diesem ins Bette gebracht, wo sie stark schwitzte. Und da sie sich nach dem Schweiß einigermassen muntrer befand, so wurde das kalte Baden täglich fortgesetzt, wobei sie auch immer mehr und mehr zu sich kam. Die Kongestionen nach den Kopf verminderten sich und die Pupillen zogen sich mehr zusammen. Die Brechmittel waren daneben immer noch fortgesetzt worden.

Beide Mittel musten den 22sten wegen heftigen Durchfall ausgesetzt werden, der sich nach fünf bis sechs Tagen legte.

Den 28sten brach sie wieder, ohne Arzeneimittel zu sich genommen zu haben, einige Spulwürmer weg, und da man deren mehr vermuthete, so wurde ein Purgans aus dem Jalappenharze und versüßtem Quecksilber gegeben, welches aber keine Würmer abführte.

Den 29sten klagte sie sehr über Kopf- und Leibschmerzen, der Puls war fieberhaft und der Stuhlgang häufig. Es wurden rhabarbarina mit temperantibus gegeben und der Unterleib innugirt.

mir dies bestätigt, doch ist es ebenfalls, wie leider die meisten Würkungen der Mittel, nicht allgemein.

Den 30sten December hatten sich zwar die Schmerzen gelegt, aber der Durchfall dauerte fort und der Puls blieb fieberhaft.

Nach einigen Tagen hörte der Durchfall auf, und es wurden ihr jetzt Diaphoretica gegeben.

Mit diesen Mitteln fuhr man einige Zeit fort. Sie schien sich zwar zu bessern, aber sie blieb noch immer stupide.

Ich ließ ihr daher den 19ten Jan. ein Chinadekockt, und die fixe Luft, nach Hulmischer Art nehmen, wobei sie von Tage zu Tage an Kräften zunahm, munterer wurde, ihre Gliedmassen gebrauchte, und Eßlust zeigte.

Zu Anfange des Februars muste man ihr des vollen Pulses und der Kongestionen wegen zur Ader lassen, und nun bekam die Haut ein gelbes Ansehen, welches sich aber nach auflösenden und ausführenden Mitteln verlor, so, daß sie den 8ten März gesund und munter entlassen wurde.

Ich getraue mir nicht zu entscheiden, ob hier die Würmer Ursache oder Folge der Krankheit waren. Da sie sich nach Wegschaffung der Würmer nicht unmittelbar besserte und die Gemüthsbewegungen einen so grossen Antheil an der Krankheit hatten, so ist das letzte das wahrscheinlichste, so wie mir nicht unwahrscheinlich ist, daß die nächste Ursache der Krankheit eine Art von Lähmung gewesen sei.

IX.

Von einer Verknöcherung der Valvuln des Herzens.

Ein junger Mensch von siebzehn bis achtzehn Jahren und von starker Leibesbeschaffenheit kam voriges Jahr 1781 in die Charité.

Er hatte ein heftiges Pulsiren in allen Arterien, mit starkem Herzklopfen und einem ausserordentlich grossen, geschwinden und harten aber doch gleichmäßigen Pulse. Er konnte fast gar nicht schlafen, weil er nicht liegen konnte, hingegen gingen seine übrigen Funktionen sehr gut von statten.

Daß hier ein organischer Fehler vorhanden seyn müsse, war wohl nicht zu bezweifeln, und ich glaubte mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß dieser Fehler ein grosses Aneurisma sei, welches frühe oder spät reissen und ihn tödten würde.

Ich suchte gleich die Masse des Bluts durch Aderlässe zu mindern, aber das heftige Pulsiren wurde auch nicht im mindesten dadurch vermindert.

Eben so wenig richteten temperantia und alle mögliche anodina aus. Er wurde leukophlegmatisch und starb bald darauf.

Als ich ihn öfnete, wunderte ich mich sehr, nirgends einen Fehler in den Blutgefässen zu finden. Alle Eingewei-

geweide waren gesund, aber die Valvuln des Herzens waren knochenhart und unbeweglich. Uebrigens hatten sie sich sehr zurückgezogen, so, daß das aus dem Herzen getriebene Blut wohl herauskonnte, aber natürlich bei der Erweiterung desselben wieder zurückfallen und dadurch dem Pulsadersystem so beschwerlich fallen muste.

X.

Von einem Aneurisma als Ursache der Brustwassersucht.

Ein Frauenzimmer von etwa dreißig Jahren kam mit allen Zeichen der Brustwässersucht in die Charité.

Sie konnte nicht auf dem Rücken liegen, sahe gedunsen aus, hatte kurzen Othem und trockenen Husten, geschwollene Füsse, intermittirenden Puls, und kurz ich war über die Natur der Krankheit mit mir einig.

Sie hatte übrigens ihre Menses, war noch bei Kräften, sahe ziemlich munter aus, und ich schmeichelte mir, daß ihr zu helfen seyn würde.

Aber vergeblich wurden alle würksame Mittel angewandt. Der Zustand blieb derselbe, und ehe ich es vermuthete, bekam ich zu meiner Verwunderung die Nachricht, daß sie plötzlich an einem Schlagflusse verstorben sei.

Bei der Erdfnung der Brust zeigte sich eine grosse Menge gelblichen Wassers, wodurch die Lungen fast ganz zusammengedrückt waren. Als man die Brust näher untersuchte, fiel gleich eine grosse Ausdehnung der aufsteigenden Aorte in die Augen, deren Wände sehr verhärtet waren. Die Ausdehnung begrif die ganze Aorta adscendens und betrug in ihrem weitestem Umfange über zwei Zoll.

XI.

Von einem Aneurisma, welches durch Zerreissung tödtete.

Kurz vorher war ein Mensch von ungefähr vierzig Jahren ins Haus gebracht worden, der selbst nicht recht anzugeben wuste, was ihm fehle, so daß ich anfänglich nur reinigende Mittel der ersten Wege verordnete, wonach er aber weder bessere Eßlust bekam, noch sonst sich besser zu befinden verspürte. Es waren übrigens keine Spuren weder von Wallungen noch von Kongestionen zu merken. Er hatte gesunde Farbe und ging herum, ob er gleich über Schwere in den Gliedern klagte.

Plötzlich starb er eines Morgens, da er eben, ohne zu klagen, aufgestanden war.

Ich fand die Brust halb von Blut angefüllt und hinterher ein Aneurisma von derselben Art, als das vorerwehnte, welches an einem Orte eine Ofnung einer Linse groß hatte, durch welche das Blut gedrungen war.

XII.

Von einer Verwachsung des Herzbeutels mit dem Herzen.

Ein Frauenzimmer von zweiundzwanzig Jahren wurde den 15ten Februar 1782 in die Charité gebracht.

Sie hatte ein immerfort anhaltendes starkes Herzklopfen, so, daß man, bei entblößter Brust, jeden Schlag des Herzens sehen und bei Auflegung der Hand eine starke zitternde und rauschende Bewegung fühlen konnte, und ich wiederum auf nichts anders als auf ein Aneurisma schloß.

Uebrigens hatte die Kranke ein sehr bleiches Ansehen, ausserordentliche Beängstigung, matten und kalten Schweiß und zuweilen einen Husten mit etwas eiterhaftem Auswurfe. Der Puls war nie intermittirend, aber beständig hart und gespannt, und konnte durch kein Aderlassen besänftigt werden.

Vor einem halben Jahre waren ihre Menses ausgeblieben, und von der Zeit an hatte sie ihre Zufälle verspürt.

spürt. Dies machte mich glauben, daß die Ursache der Krankheit doch vielleicht nicht in einem Fehler der Organisation liegen möchte, und ich wandte daher alle würksame auflösende krampfstillende Mittel an. Aber obgleich alles hinlänglich lange gebraucht wurde, so war doch auch nicht die mindeste Aenderung zu bewürken. Ihre Beschwerden nahmen zu, der Auswurf vermehrte sich, Hände und Füsse fingen an zu schwellen, sie konnte gar nicht mehr liegen, noch schlafen, und sie starb den 19ten Junii ganz ruhig.

Bei der Eröfnung der Brust fand ich den Herzbeutel so stark mit dem Herzen verwachsen, daß man dasselbe überall nicht ohne Zerstörung absondern konnte. In den Lungen waren einige Knoten und die Pleura war etwas mit denselben verwachsen. Etwas Wasser, welches sich in der Brusthöle fand, mochte sich wohl erst in der letzten Zeit angesamlet haben. Alle übrigen Eingeweide waren von guter Beschaffenheit.

Vielleicht war die Verwachsung des Herzens mit dem Herzbeutel zu gleicher Zeit mit der Verwachsung des Rippenfells mit den Lungen geschehen. Ob dies aber eine Entzündung bewürkt habe, läßt sich wohl schwer sagen, da sie nichts von einer gehabten hitzigen Krankheit wußte.

Diese vier Krankengeschichten beweisen, wie trüglich die Zeichen einer innern Pulsadergeschwulst sind, welches

ches übrigens der Kunst zu keinen Vorwürfen gereichen kann, da die Heilung solcher Fehler in den innern festen Theilen ausser ihrem Gebiete liegt.

XIII.

Von den Verhärtungen der Mutter.

Sehr viele Aerzte sehen Skirrhosität der Mutter als Ursache des hysterischen Uebels an. Daß dies gewiß nicht der Fall sei, bezeugt Verschiedenheit der Erscheinungen und der Kur.

Andere glauben, daß dieser Fehler wo nicht hysterisches Uebel doch sehr viele andere Zufälle und zuletzt den Tod verursachen könne.

Ich bin dieser Meinung auch immer gewesen, ich habe viel traurige Erfahrungen von solchen Fällen gemacht, aber bin, wie das fast immer in der Privatpraxis ist, nie zur Obduktion gelassen worden.

Einige Umstände hatten mich immer schon geneigt gemacht, dergleichen Verhärtungen nicht sowohl als alleinige Ursache der zugleich vorhandenen Beschwerden, sondern vielmehr als Nebenfolge einer andern allgemeinen Ursache anzusehen, und es könnte leicht seyn, daß, wenn es möglich wäre, daß eine skirrhöse Verhärtung der Mutter, ohne in Krebs oder in ein anderes bösar-

tiges

tiges und die Auszehrung veranlassendes Geschwür überzugehen, für sich und ohne andere Fehler existiren und bestehen könnte, dieses vielleicht gar keine weitere Beschwerden veranlassen würde, und also der Uterus an und für sich um so mehr von allen den Uebeln freizusprechen wäre, die man gewöhnlich den etwanigen Fehlern desselben zuschreibt. Es versteht sich, daß dies nur der Fall bei denen seyn könnte, deren Menses zu fliessen schon aufgehört haben, weil sonst die daher entstehende Unterdrückung der monatlichen Reinigung allein schon Beschwerden genug veranlassen kann.

Vor einiger Zeit hatte ich einen Fall, welcher mich in dieser Muthmassung bestärkte.

Eine Frau von siebenunddreißig Jahren kam den 14ten May 1781 in die Charité. Sie klagte über Schmerzen im Becken. Aus der Scheide floß etwas gelbliche Materie und die Ränder des Muttermundes waren hart und kallös.

Sie erzählte, daß, da sie eben ihre Reinigung gehabt habe, sie mit ihrem Manne in Zank gerathen sei, der ihr einen heftigen Stoß gegen den Unterleib gegeben habe, worauf sogleich ihre Reinigung unterdrückt worden und dieser Schmerz zurückgeblieben sei.

Sie war übrigens eine grosse, stark gebauete und sonst gesunde Person, und ich zweifelte gar nicht, daß der Fehler nicht einzig und allein in der sowohl durch

den

den Stoß als durch die plötzlich zurückgetriebene Reinigung beschädigten Mutter liege.

Da ich bei dem allen doch eine Neigung zu skrophulösen Verhärtungen vermuthete, so verordnete ich ihr die Cicuta in steigender Dose, und zum Einsprützen ein Dekockt aus der rad. Consol. maj. und der herb. Cicut.

Nachdem sie diese Mittel etwa vierzehn Tage lang gebraucht hatte, bekam sie einen heftigen Blutfluß aus der Mutter, mit einer grossen Beklemmung auf der Brust, mattem Pulse und kalten Schweissen. Ich ließ ihr daher äusserlich Weinessig umschlagen und einsprützen und innerlich das Acidum Halleri nehmen, worauf auch der Blutfluß nachließ und sie wieder zu Kräften kam.

Die Schmerzen hingegen dauerten immer fort und waren so heftig, daß ich alle andere Mittel bei Seite setzen, und mich allein mit dem Gebrauche des Mohnsafts befriedigen muste, der ihr doch einigermassen die Schmerzen linderte.

So führte sie ihr klägliches Leben fort, da sie den 6ten September, eben nicht abgezehrt, starb.

Bei der Eröfnung des Unterleibes fand ich denselben mit einer sehr stinkenden Materie angefüllt. Das Netz war linkerseits von der Nabelgegend an bis zur Schaamgegend mit den dünnen Gedärmen verwachsen und ganz dick und verhärtet, und die dünnen Gedärme waren unter sich selbst durch eine zähe Haut, die mit

eiter-

eiterhafter Materie bedeckt war, verwachsen. Der Uterus sahe zwar auf seiner äussern Oberfläche etwas entzündet aus, hatte aber seine natürliche Grösse und Consistenz und blos die Ränder des Mundes sahe man so, wie man sie gefühlt hatte. Die übrigen Eingeweide des Unterleibes und der Brust waren gesund, ausser daß sich etwas Wasser in der Brusthöle befand.

Ich war erstaunt, den Uterus so wenig verändert zu finden und sahe nun wohl, daß alle Beschwerden von den beschädigten Gedärmen und dem Netze verursacht worden waren. Das Stadium inflammationis war wohl schon vorbei, als sie zu uns kam.

Dieser Fall, wo ich nichts anders als einen Fehler der Mutter vermuthen konnte, weil sie nie über den obern Theil ihres Unterleibes klagte, und sie auch ihre natürliche Verdauung und Leibesöfnung hatte, brachte mich aufs neue auf den Gedanken, daß da, wo man bei chronischen Krankheiten, Skirrhositäten der Mutter wahrnimmt, wahrscheinlich immer noch andere Fehler des Unterleibes gegenwärtig sind, die den eigentlichen Grund der Beschwerden in dieser von dem gemeinen Manne ganz richtig genannten Drüsenkrankheit enthalten.

Ich hatte kurz vorher einen Fall, der, nun überlegt, diese Meinung bestärkte. Ein sonst immer gesundes Frauenzimmer, bekam eben um die Zeit, da sie ihre Reinigung verlor, Brustbeschwerden mit einer

tophö-

tophösen Erhebung des Brustbeins und fieberhaften Bewegungen. Auf den Gebrauch einiger Merkurialmittel verloren sich die Brustbeschwerden und es fanden sich Beschwerden des Unterleibes, üble Verdauung, Verstopfung, Schmerzen u. s. f. ein. Bei Applicirung eines Clystiers wurde entdeckt, daß ein harter Körper gegen den Mastdarm drücke, und beim Untersuchen zeigte es sich, daß der Muttermund fast zerstört und die Ueberbleibsel skirrhös waren. Sie starb einige Monate darauf an der Auszehrung, die aber wahrscheinlich von andern Verhärtungen im Unterleibe verursacht wurde, da aus der Scheide nur ein ganz reiner weisser geruchloser Schleim floß.

Daß übrigens diese Verhärtungen die veranlassende Ursache, der in diesen Fällen gewöhnlichen Blutflüsse seien, daran ist wohl kein Zweifel, aber diese hängen auch mit den übrigen Beschwerden fast gar nicht zusammen, und, wenn sie sonst nicht zu heftig sind, können den Zustand weder verschlimmern noch verbessern.

Ich könnte leider! noch manche Fälle dieser Art anführen, aber das Resultat für die Kunst ist bis jetzt so geringe oder vielmehr so niederschlagend, daß ich meine Leser damit verschonen will.

XIV. Von

XIV.

Von einem periodischen Kopfschmerz.

Ein Soldat von etwa vierzig Jahren hatte schon seit einem halben Jahre über einen Kopfschmerz geklagt, der sich wie ein viertägiges Fieber verhielt, immer zwei gute Tage Zwischenzeit ließ und den dritten meistentheils den ganzen Tag über anhielt. Dabei war aber der Puls nie fieberhaft, ausser daß er eine etwas wiedernatürliche Härte hatte, die ich aber seiner sonst robusten Leibesbeschaffenheit gemäß hielt. Uebrigens war nichts fehlerhaftes bei ihm zu entdecken. Auch konnte man keiner vorhergegangenen Ursache auf die Spur kommen, ausser, daß er viel Schläge bekommen, und sich diesen seinen Zustand sehr zu Gemüthe gezogen hatte.

Ich suchte die Krankheit, als ein hartnäckiges Wechselfieber zu behandeln, ließ ihn daher zur Ader, und verordnete ihm den Salmiack mit dem Spießglasschwefel, und ließ mit dem letztern nach und nach bis zu einem Quentchen täglich steigen, ohne daß sich die Krankheit auch nur im mindesten veränderte.

Ich ließ ihn hierauf die Auflösung des Quecksilbers in Salpetersäure wohl drei Wochen lang nehmen. Sie that ihre sonst gewünschte Würkung, trieb den Urin sehr häufig, würkte gar nicht auf die Speicheldrüsen, aber hatte auch keinen Einfluß auf die Krankheit.

Ich gab nun die Chinarinde und zwar so, daß ich zuletzt vier Loth in zwölf Stunden verbrauchen ließ, ohne alle Würkung.

Endlich ließ ich ihm den Mohnsaft reichen und auch mit diesem bis zu sechs Gran täglich steigen, ohne daß ich etwas ausrichten konnte.

Er blieb dabei immer so ziemlich bei Kräften, und seine Funktionen gingen alle gut von statten.

Da ich nichts weiter mit ihm vorzunehmen wuste, sandte ich ihn nach Freyenwalde ins Bad. Aber kaum war er von da zurückgekommen, als er plötzlich mit einem apoplecktischen Sopore befallen wurde, der ihn in einigen Tagen tödtete.

Mit vieler Neugierde ging ich an die Obduktion.

Bei Eröfnung des Kopfs fand ich die Blutgefässe vom Blute strotzend und folglich die Ursache des Todes, von der ich aber noch nicht vermuthete, daß sie auch wahrscheinlich die Ursache der Krankheit gewesen seyn könnte.

In den Gehirnhölen fand ich etwas Wasser, das aber nicht vielmehr als eine Unze betrug, die Gehirnhöle gar nicht wiedernatürlich ausgedehnt hatte, und folglich mehr Würkung als Ursache der Krankheit seyn konnte.

Die Lungen waren so schön, als man sie selten findet, groß, gesund, frei von aller Anwachsung. So fand sich auch das Herz mit allen seinen innern Theilen

und damit zunächst zusammenhängenden grossen Gefässen.

Bei Eröfnung des Unterleibes zeigte sich dem äussern Anscheine nach die Leber auch in der besten Gestalt. Nur war die Gallenblase so leer und so klein, daß man Mühe hatte, sie zu erblicken; übrigens aber war ihr Ductus sowohl als der Ductus cysticus selbst offen. Als man die Leber zerschnitt, fand ich ihr Gewebe sehr schlaff, und voll von einem sehr dicken, schwarzen und klebrichten Blute. Es blieb also nichts übrig, als zu glauben, daß die Ursache der Congestionen nach dem Kopfe in der Leber liegen müsse, ob man gleich das Wie? davon nicht einsehe.

Endlich fiel uns die sehr ausgedehnte Vena caua auf, und als wir diese verfolgten, fanden wir, daß sie bis nach unten, wo sie sich in die Schenkel begiebt und bis nach oben, wo sich die jugularis theilt, verhältnißmäßig ausgedehnt war.

Diese Ausdehnung übertraf die natürliche Grösse beinahe um zweimal.

Was wir uns aber auch für Mühe gaben, die Ursache dieser Ausdehnung auszufinden, so war dies doch vergeblich und es blieb mir nichts anders übrig, als zu glauben, daß von dem Blute der Pfortader zu wenig zur Absonderung der Galle angewandt sei, und es sich daher zu viel und zu häufig in die Hohladern ausgeleert habe. Die Schläge konnten zur Schwäche der

Hohlader und der Gram zur Verderbung der Absonderungswerkzeuge der Leber prädisponirt haben.

Vielleicht war auch die erste Ursache die Schwäche des Systems der Blutadern, so, daß sich das Blut in ihnen ansammlete, die durch die Leber gehende Pfortader verhinderte, sich ihres überflüßigen Blutes zu entledigen, und dadurch die Leber schwächte.

XV.

Von einem Polypen des Herzens.

Ein Mann von achtundfunfzig Jahren und starker Leibesbeschaffenheit, war seit einigen Jahren mit einem heftigen Kopfweh befallen, welches durch die Wärme so sehr vermehrt wurde, daß er gezwungen war, ein ausserordentlich kaltes Regimen zu beobachten. Dabei bemerkte man, daß fast alle seine Hautdrüsen angelaufen und einige, an den Schenkeln z. B. so groß wie Hünereyer waren. Man schloß daher, daß das Kopfweh seinen Grund hauptsächlich in einer skrophulösen Schärfe habe. Da man zugleich vermuthete, daß auch wohl etwas venerisches Gift im Körper stecken möchte, so wurden ihm, mit so viel mehrerem Grunde, Merkurialmittel gebraucht, die aber ohne alle Würkung waren. Er fing daher seine kühle Lebensart wieder an, hielt sich im Winter in kalten Zimmern auf, bedeckte

sich

sich des Nachts sehr leicht und nahm kalte Bäder, aber alles ohne bestimmten Erfolg. Nach und nach verminderten sich die Kopfschmerzen, aber er bekam nun Anfallsweise ein sehr starkes Uriniren, so daß er oft noch einmal und doppelt soviel Urin ließ, als er Flüssigkeiten zu sich genommen hatte. Der Urin war ganz weiß und krampfstillende Mittel schienen diesen Zustand zuweilen zu erleichtern. Ein Jahr vor seinem Tode wurde er zuweilen plötzlich ohne alle vorhergegangene reizende Ursache mit einem convulsivischen Asthma befallen, wobei die äussern Glieder kalt und der Athem äusserst kurz und hörbar wurden. Diese Anfälle hielten aber nie lange an, sondern gingen in einer Viertelstunde vorüber. Nach der Zeit merkte er öftere Beschwerden der Brust, behielt aber doch dabei Farbe und Appetit, und man konnte immer nichts anders glauben, als daß diese Brustbeschwerden von skrophulösen Verhärtungen der Lungen bei hinzukommenden andern reizenden Ursachen veranlaßt würden. Er ging daher aufs Land, trank Eselsmilch mit Spawasser und machte sich viel Bewegung. In dieser Zeit liefen zuweilen seine Füsse an, und während der Zeit war seine Brust ziemlich frei. Dies ließ schon vermuthen, daß eine Brustwassersucht entweder schon vorhanden oder doch sehr nahe zu befürchten sei. Kurz darauf wurde er mit einem so heftigen Nasenbluten befallen, daß er in einigen Stunden über fünf bis sechs Pfund Blut verlor, wodurch er sehr

geschwächt wurde. Bis dahin hatte er noch nie über den Unterleib geklagt, aber nun fühlte er Spannungen und die Exkremente waren nicht gefärbt. Es wurde ihm daher die assa foetida gegeben und ein Vesicatorium perpetuum an den Arm gelegt.

Etwa vierzehn Tage nach dem Nasenbluten bekam er einstens in der Nacht die heftigsten Brustschmerzen, welche sich vom Brustbein an bis in den Rückgrat erstreckten, sich alle Augenblicke mit verdoppelter Stärke wiederholten, und bei einem ganz kleinen Pulse und kalten Extremitäten für sein Leben fürchten liessen. Alle krampfstillende Mittel wurden vergeblich angewandt und nur gegen den Morgen wurde die Zirkulation wieder freier und die Schmerzen verloren sich. Aber der Kranke war durch diesen Anfall so sehr heruntergebracht worden, daß er nicht nur ein ganz mißfärbiges erdfahles Ansehen bekam, sondern auch seine Kräfte verlor, so, daß er nur mit Mühe und Aengstlichkeit einige Schritte gehen konnte. Auch bemerkte man bald darauf Fluktuation im Unterleibe. Dabei nahm sein Gedächtniß so sehr ab, daß er oft nicht wuste, was einige Stunden vorher geschehen war.

Alles dies ließ mich nicht nur eine Wassersucht der Brust nnd des Herzbeutels, sondern auch des Gehirns befürchten, obgleich der Puls niemals aussetzte, mehrentheils sehr mäßig und ordentlich schlug, und nur bei den Schmerzen klein und zusammengezogen wurde. Und

ehe.

ehe man noch einige bestimmte Maasregeln zur Kur nehmen konnte, kehrte einige Tage darauf der Brustkrampf plötzlich zurück und tödtete den Kranken in einigen Minuten.

Mit vieler Neugierde ging ich an die Oefnung des Leichnams.

Das Gehirn war von guter Beschaffenheit und enthielt nur wenig Wasser, welches sich vielleicht erst in den letzten Tagen angesammlet hatte, und wahrscheinlich nicht die Ursache der vorhergegangnen Kopfschmerzen war.

Die Knorpel der Rippen waren ganz verknöchert und konnten nur mit vieler Mühe durch die schärfsten Meissel getrennt werden. Als die linke Brusthöle geöfnet war, erstaunte ich, sie ganz leer und die Lunge vollkommen gesund zu finden. Kaum aber war eine Oefnung in der rechten Brusthöhle gemacht, als uns bei der geringsten Bewegung das Wasser entgegensprützte. Die ganze Brusthöle war voll Wasser, aber die Lungen so gut, daß man deutlich sahe, daß die Ansammlung des Wassers nicht von gar langer Zeit her seyn konnte.

Der Herzbeutel war voller Wasser und sehr von demselben ausgedehnt. Der Ventriculus cordis anterior sahe äusserlich entzündet aus, und enthielt viel geronnenes Blut. Im Ventriculi posteriori befand sich ein Polyp von sehr fester Beschaffenheit, der über

die Hälfte der Höle ausfüllte, und dessen Aerme sich weit in die Mündungen der Hohlader erstreckten.

Die Herzklappen waren sehr steif und knorpelartig. Der Unterleib enthielt etwas Wasser. Das Intestinum jejunum war stark entzündet. Die Leber war aufgetrieben und voller Blut und aus dem Gallenblasengang konnte man nicht in den Zwölffingerdarm kommen. Der übrige Theil der Eingeweide war ganz gesund.

Von den geschwollenen Hautdrüsen, die ich noch etwa acht Tage vor dem Tode gefühlt hatte, war jetzt keine Spur mehr, so wie man auch nichts von verhärteten und angelaufenen Drüsen in den innern Theilen entdecken konnte.

Ich halte den Polypen für die erste Grundursache der ganzen Krankheit. Ob er aber durch blosse Verhinderung des Kreislaufes die Kopfschmerzen verursacht habe, läßt sich eher bezweifeln, da sich diese verloren, als sich sein heftiges Uriniren anfing. Vielleicht hatte der Polyp schon dazumal Ansammlungen von Wasser verursacht, welches die Kopfschmerzen veranlaßte, die wiederum durch die Ausführung des Wassers gehoben wurden. Vielleicht war die unmittelbarste Folge des Polypen die Wassersucht des Herzbeutels, die von Zeit zu Zeit durch die Natur wieder gehoben wurde, bis die Gefässe ihre einsaugende Kraft verloren, das Wasser sich überall ansammlete, den Kreislauf unterbrach, eine

Sto=

Stockung, Reizung und Entzündung des Herzens und so den Tod verursachte.

Sonderbar ist die Erscheinung, daß die verhärteten Drüsen so kurz vor dem Tode sich zertheilten. Vielleicht trug auch dies zur Vermehrung der Wassersucht bei.

Die Häute des Gallenblasenganges waren sehr dick und die Verstopfung desselben vermuthlich sehr alt, und doch hatte man nie etwas von Gelbsucht wahrgenommen.

Er bekam einige Tage vor dem Tode die Janinschen Pillen, die aber, des Tages zu zwei Skrupel gebraucht, keine Oefnung des Leibes machten. Vielleicht rührte daher die Entzündung des Darms.

XVI.

Von einer widernatürlichen Lage der Milz.

Ein Frauenzimmer, zweiundzwanzig Jahr alt und von schwächlicher Leibesbeschaffenheit hatte in ihrem sechsten Jahre einen Fall von einer Schauckel auf die rechte Hüfte gethan, so, daß sie etwa acht Tage gehinkt hatte. Nach dem Gebrauch einiger äusserlichen Mittel empfand sie weiter gar keine Beschwerden.

Im Jahr 1781 war sie gezwungen, viel schwere Arbeit zu thun, als Holz tragen und dergleichen. Durch

eine Erkältung verlor sie einst jähling ihre monatliche Reinigung, hatte ein beständiges Brechen, und wurde auf beiden Augen blind.

In diesem Zustande kam sie in das Charité-Lazareth, wo sie von diesen Beschwerden ziemlich wiederhergestellt wurde, ausser, daß ein Husten mit einem schleimichten Auswurf zurückblieb, und sie das Haus wiederum verließ.

Nicht lange nachher hatte sich wieder ein öfteres Erbrechen eingefunden, so, daß sie auch nicht das geringste von festen Speisen ertragen können. Endlich entdeckte die Kranke ihrer Mutter eine harte bewegliche Geschwulst im Unterleibe nach der rechten Seite zu, klagte beständig über Leibschmerzen, und hatte bald einen Durchfall, bald war sie verstopft. Auch fing sie jetzt an, Blut auszubrechen, und die monatliche Reinigung erfolgte nur sehr unordentlich. Dabei vermehrte sich der Husten und die Engbrüstigkeit, und so brachte man sie zum zweitenmale den 21sten September 1782 in das Charité-Lazareth.

Die Kranke hatte ein sehr blasses abgezehrtes Ansehen, ein sehr beschwerliches Athemholen, einen heftigen Husten, mit welchem sie vielen zähen Schleim auswürgte, und einen kleinen, gespannten, fieberhaften Puls.

Im Unterleibe fand man rechterseits in der regione hypogastrica eine bewegliche, einer geballten Faust

grosse,

grosse, harte Geschwulst, wobei zugleich der ganze Unterleib etwas aufgetrieben war.

Da die Beängstigung groß und der Puls ziemlich hart war, so wurde etwas Blut aus der Ader gelassen, und des Schleims und Hustens wegen, wie auch resoluendi scopo, die Aqua benedicta Rul. in kleinen Dosen gegeben. Auf die Geschwulst legte man das Empl. resoluens foetid. und über den ganzen Unterleib warme Umschläge.

Aber die Geschwulst und die Schmerzen im Unterleibe blieben unverändert, so wie auch das Brechen bald eines blossen Schleims, bald einer gallichten Feuchtigkeit, bald eines würklichen Blutes bei allen angewandten Mitteln anhielt, und der Leib bald verstopft, bald zu lose war. Endlich dauerte das Brechen fast ununterbrochen fort, es stellte sich eine diarrhœa colliquatiua ein, und die Kranke starb äusserst abgezehrt den 5ten Oktober.

Bei der Oefnung fand man, daß die Geschwulst nichts anders als die Milz war, welche mit der obern Extremität im Becken, mit der untern aber nach den Bauchmuskeln gekehrt war. Sie war zwar widernatürlich groß, aber doch nicht scirrhös, sondern nur von Blut aufgetrieben. Von dem Bande, welches im natürlichen Zustande die Milz mit dem Zwerchfelle verbindet, war gar keine Spur, weder am Zwerchfelle noch an der Milz vorhanden, auch war am fundo Ven-

triculi

triculi nichts von Vasis brevibus zu finden, sondern diese standen mit den gastro-epiploicis am Arcu majori Ventriculi in Verbindung und hatten sich durch das Heruntersenken der Milz widernatürlich verlängert. Alle Gefässe aber und die Milz selbst waren vom Omento majori, welches sich sehr verdickt hatte, umgeben. Die dem Druck der Milz ausgesetzt gewesenen Theile vom intestino jejuno und ileo waren entzündet und fast alle glandulæ mesaraicæ widernatürlich groß und skirrhös. Die innere Fläche des Magens war vom ausgetretenen Blute überzogen. An der Leber nahm man nur am linken Lappen eine geringe Entzündung wahr. Die Gallenblase war widernatürlich klein, und enthielt nur eine geringe Menge einer blassen zähen Galle. Die übrigen Theile des Unterleibes hatten ihre natürliche Beschaffenheit.

Ob diese widernatürliche Lage angeboren, oder durch den Fall in der Jugend verursacht worden, ist nicht mit Gewißheit zu entscheiden. Der Mangel der Ligamente und der Lauf der Gefässe scheinen sich nicht mit einer gewaltsamen Verletzung zu reimen.

XVII.

Vom Kindbetterinnen-Fieber.

Obgleich die in dem ersten Theile dieser Sammlung angeführten Fälle, die Natur derjenigen Krankheit, welche ich mit dem Namen Kindbetterinnen-Fieber besonders bezeichne, ausser allem Zweifel setzen, so werde ich doch immer die mir aufs neue vorkommenden Fälle mittheilen, um wenigstens die Induktionen, aus welchen ich gefolgert habe, desto reichhaltiger zu machen.

a.

Eine Erstgebährende von neunzehn Jahren wurde durch eine schwere Geburt von einem gesunden Kinde entbunden.

Da die Bildung des Beckens und der Geburtstheile ganz natürlich war, so konnte man die Verzögerung der Geburt nur einem krampfhaften Zustande zuschreiben. Um den fortdauernden Krämpfen vorzubeugen, und weil sie äusserst schwach war, wurden ihr sogleich nach der Entbindung zehn Tropfen vom Sydenhamschen Laudano gegeben. Ausserdem gab man den Salpeter in Habergrützbrühe.

Ungefähr zwölf Stunden nach der Geburt klagte sie über Schmerzen im Unterleibe, der beim sanftesten Berühren schmerzte, und fast zusehends aufschwoll. Die Geburtsreinigung wurde zugleich schwächer. Der Puls

schlug

schlug 120 bis 130 mal in der Minute und war hart. Die Zunge war rein und feucht, der Geschmack im Munde ganz natürlich und überhaupt keine Zeichen einer reizenden Ursache in den ersten Wegen vorhanden. Milch war noch nicht in den Brüsten.

Es wurde ihr sogleich zur Ader gelassen und das Blut hatte inflammatorische Kruste. Der Puls wurde hierauf etwas weicher, aber nicht merklich langsamer. Der Leib fuhr fort aufzuschwellen und blieb schmerzhaft, und die Lochia hörten nun gänzlich auf. Der Leib wurde fomentirt und inungirt. Der Kopf blieb zwar frei, aber es stellte sich keine Milch in den Brüsten ein.

Die Nacht wurde der Puls voller und der Kopf eingenommen, daher die Aderlaß wiederholt wurde. Hierauf schien sich Schlaf einzufinden, der Leib fiel etwas und aus der Vagina floß eine ichoröse Feuchtigkeit.

Nachmittags wurde das Fieber wieder stärker, daher die Aderlaß zum drittenmale wiederholt, und, weil die Haut trocken war, Mixt. diaphoret. mit Camphor gegeben wurde.

Aber gegen den Abend fing der Puls an zu sinken, der Athem wurde kurz, sie röchelte und starb den dritten Tag nach ihrer Niederkunft.

Bei der Eröfnung des Unterleibes fand man auf der linken Seite die Tuba und das Ovarium zweimal so dick, als auf der rechten Seite, von Blute strotzend und beinahe eines halben Fingers dicke mit einer eiterhaften

dicken

dicken Feuchtigkeit bedeckt. Das S□ romanum nebst dem vierten Theil des Ilei waren mit einer ähnlichen zähen doch minder dicken Rinde belegt, und zwischen und um diesen Theilen, so wie im Becken fand sich etwa ein halb Quart Feuchtigkeit, der Wadicke ähnlich, woraus sich die käsichten Theile nicht völlig niedergeschlagen haben. Uebrigens war die Gebärmutter so wenig als andere Theile entzündet. Im Innern des Uterus war ein wenig ähnliche doch mehr klebrichte Feuchtigkeit enthalten.

b.

Ein Frauenzimmer von zweiundzwanzig Jahren, sanguinischen Temperaments und von ziemlich starker Leibesbeschaffenheit kam den 16ten November 1782 im neunten Monat ihrer ersten Schwangerschaft in das Charité-Lazareth.

Sie fing den 12ten December an, über Wehen zu klagen, und den folgenden Tag gingen die Wässer nach und nach ab, aber die Geburt verzögerte sich, ungeachtet die Lage und Beschaffenheit des Kindes und des Beckens natürlich waren, bis zum 15ten, da sie endlich des Abends gegen zehn Uhr ein todtes Kind zur Welt brachte.

Gleich nach der Geburt klagte sie über starke Schmerzen des Unterleibes, welche die Nacht hindurch anhielten, sich aber nach den gewöhnlichen Mitteln den 17ten December gänzlich verloren, so, daß sich die Kranke ganz wohl befand und mit Gewalt ins Bette erhalten wer-

werden muste. Inzwischen war der fluxus lochiorum sehr geringe, und es zeigte sich den zweiten Tag zwar etwas Milch in den Brüsten, verlor sich aber den dritten Tag, aller angewandten Mühe ungeachtet gänzlich. Dabei war sie sehr unruhig und verlangte eben diesen dritten Tag schon aus dem Hause zu gehen, mit der Versicherung, daß sie sich ja ganz wohl befände.

Den vierten Tag nach ihrer Niederkunft überfiel sie Nachmittags ein starker Frost, dem eben so starke Hitze und Schweiß folgten. Dabei beklagte sie sich über starke Schmerzen des Kopfs und des Unterleibes, welcher letztere auch sehr aufgetrieben wurde. Es wurden die gewöhnlichen Mittel angewandt.

Den fünften Tag des Morgens waren die Zufälle noch dieselben, und da der Puls jetzt voll und hart war, so wurde eine reichliche Aderlaß vorgenommen, wornach der Puls zwar weicher aber auch geschwinder wurde, so, daß er in der Minute bis zu 142 Schläge that. Die Schmerzen verminderten sich zwar, aber die Auftreibung des Unterleibes wurde stärker und die Kranke war sehr unruhig.

Den sechsten Tag waren die Umstände unverändert. Nachmittags stellte sich ein Schweiß mit Verbesserung des Pulses ein. Man wandte äusserlich erweichende und krampfstillende Clystiere und Umschläge an und gab innerlich das mit Zitronensäure gesättigte Laugensalz.

Den

Den siebenten Tag fand man die Haut des Morgens sehr trocken und die Nacht war sehr unruhig gewesen. Der Puls war noch eben so geschwinde und der Unterleib noch mehr aufgetrieben. Dazu hatte sich ein Durchfall nebst Ueblichkeiten gesellet. Es wurde ein decoct. rhei, mit etwas Laudano versetzt, gegeben. Aber der Durchfall wurde häufiger und wässerichter.

Den achten Tag war der Puls früh morgens äusserst geschwind, klein und zitternd, die Exkretionen erfolgten unwillkührlich, und der Unterleib wurde immer mehr aufgetrieben und gespannt.

Gegen zehn Uhr wurde sie plötzlich unruhig, wollte aus dem Bette, und stieß alles von sich. Das Athemholen wurde beschwerlich, die Extremitäten kalt, der Puls war unmerklich und sie starb Abends um neun Uhr, als mit Anfange des neunten Tages nach ihrer Entbindung.

In der Höhle des Unterleibes waren über zwei Quart einer molkenähnlichen Feuchtigkeit enthalten. Die Gedärme, das Mesenterium und das Peritonæum waren mit einer dicken weissen Materie überzogen und klebten durch dieselbe zusammen. Die Oberfläche der Gedärme war hin und wieder etwas entzündet. Die Gallenblase enthielt eine blosse schleimichte Galle. An den Geburtstheilen war nichts wiedernatürliches zu finden.

Beide Fälle kamen wiederum sporadisch vor, und es ist klar, daß hier durch einen Krampf die Absetzung der lymphatischen Feuchtigkeit im Unterleibe verursacht worden. Uebrigens überlasse ich die Erklärung dieser Erscheinungen den Physiologen. Darwin im sechsten Bande der Leipziger Sammlungen für praktische Aerzte hat sehr gute Aussichten hiezu gegeben.

Ich habe die Natur und den Unterschied dieses Fiebers schon im ersten Theil dieser Beiträge durch verschiedene Fälle zu bestimmen gesucht. Folgende werden auch in dieser Rücksicht nützlich seyn.

XVIII.

Von der Entzündung der Gebärmutter.

a.

Ein Frauenzimmer von vierunddreißig Jahren war am Ende ihrer dritten Schwangerschaft. Sie hatte beidemale vorher durch die Wendung entbunden werden müssen. Der Abgang von Blut und die Lage des Kindes und des Mutterkuchens, indicirten auch hier die Wendung, welche Abends den 13ten Februar 1782 vorgenommen wurde.

Schon diese Nacht hindurch klagte die Kranke über Schmerzen in der ganzen Gegend des Beckens, besonders

ders nach der linken Hüfte zu, wobei jedoch der Puls nur wenig fieberhaft war, und die Lochia stark gingen. Es wurden die gewöhnlichen krampfstillenden und antiphlogistischen Mittel angewandt. Aber das Fieber vermehrte sich mit einen geschwinden und dabei kleinen und krampfhaften Pulse. Es zeigte sich zwar keine Milch in den Brüsten, aber da noch nicht einmal vierundzwanzig Stunden nach der Geburt vergangen waren und der Unterleib gar nicht aufgetrieben war, so hatte ich keinen Grund, die Krankheit für das so gefährliche Kindbetterinnen-Fieber zu halten, und glaubte die Kranke nicht in so naher Gefahr.

Da alle Zufälle den dritten Tag nach der Entbindung zunahmen, und der Puls nun merklichere Härte bekam, so wurde sogleich eine Aderlaß vorgenommen, und an beiden Waden Blasenpflaster gelegt. Aber das Athemholen wurde immer beschwerlicher, der Schmerz, besonders in der linken Seite mehr brennend, der Puls sank, es erfolgten Zuckungen, und sie verschied noch an eben diesem Tage.

Es fand sich bei der Eröfnung des Unterleibes keine Spur von dem gewöhnlichen Extravasate. Nur die Plexus der Saamengefässe strotzten vom Blute. Die Gebärmutter hatte sich gehörig zusammengezogen, aber die ganze hintere Fläche linkerseits war sehr entzündet. Hauptsächlich aber machte uns eine starke Sugillation der Gebärmutter aufmerksam. Als wir die Theile da-

her genauer untersuchten, fanden wir eine schwärzliche Geschwulst auf dem linken Iliaco und Psoa. Als diese geöfnet wurde, kamen einige Unzen eines reinen coagulirten Blutes zum Vorschein, welches ausserhalb dem Darmfell an diesen Theilen lag, und wahrscheinlich aus der Gebärmutter dahin gekommen seyn muste. Um dies gewiß zu bestimmen, wurden die Theile behutsam herausgenommen und man fand nunmehr, daß nicht nur die Vagina linkerseits nach dem Muttermunde zu über zwei Zoll eingerissen war, sondern, daß sich auch dieser Riß durch den Muttermund bis an zwei Zoll in den Körper der Gebärmutter erstreckte, so, daß selbst das Darmfell an der hintern Fläche desselben dilacerirt war.

b.

Ein Frauenzimmer von siebenunddreißig Jahren befand sich am Ende ihrer sechsten Schwangerschaft, von welchen viere gut und leicht von statten gegangen, eine aber so schwer gewesen war, daß man sowohl die Wendung hatte machen, als auch zuletzt die Zange anwenden müssen.

Den 13ten Februar 1782 gegen den Abend fingen die Wässer an, unmerklich abzugehen, und da wegen übler Lage des Kindes die Wehen das Heruntersenken des Kopfs und die Oefnung des Gebärmuttermundes nicht bewürken konnten, so ward gegen den Morgen die

die Wendung vorgenommen und ein lebendiges Kind zur Welt gebracht.

Bald nachher, den 14ten Februar, klagte die Wöchnerin über starke Schmerzen in der Gegend des Heiligbeins. Die Lochia flossen nur wenig, aber man bemerkte nicht viel Fieber. Inzwischen wurde der Unterleib inungirt und fomentirt, erweichende Clystiere und innerlich kühlende und krampfstillende Mittel gegeben.

Mit diesen Mitteln hielt man bis den 16ten Februar an. Die Schmerzen und Fieberbewegungen wechselten ab, waren nicht drohend, und man konnte bis dahin nichts von Entzündung argwohnen. Diesen Tag aber vermehrten sich die Schmerzen in der untern Gegend des Unterleibes, sie bekam heftige Kopfschmerzen, die Lochia wurden fäulicht und der Puls gespannt. Auch fing der Unterleib an zu schwellen, und da sich keine Milch in den Brüsten zeigte, so war ich sehr geneigt, die Krankheit für das wahre Kindbetterinnen-Fieber zu halten, obgleich die braunen und stinkenden Lochia auch von einer angegriffenen Mutter zeugten. Es wurde sogleich reichlich zur Ader gelassen, wonach sich die Zufälle auch minderten und die Kranke sich erleichtert befand.

Den 17ten Nachmittags stellten sich die genannten Zufälle wiederum mit verdoppelter Heftigkeit ein, der Puls wurde sehr gespannt und voll, und das Athemho-

len äusserst beschwerlich. Es wurde daher sogleich nochmals zur Ader gelassen und die übrigen antiphlogistischen Mittel in stärkerer Dose angewandt, worauf auch wiederum einige Nachlassung der Zufälle erfolgte.

Den achtzehnten Februar vermehrten sich die Schmerzen im Kreuz nebst allen übrigen Zufällen und man wiederholte daher die Aderlaß zum drittenmal. Aber ohne alle Würkung. Der Puls sank plötzlich, das Athemholen wurde immer ängstlicher, die Kranke verlor ihre Sinne und sie verschied die Nacht zwischen den 18ten und 19ten Februar als den fünften Tag nach ihrer Entbindung.

Obgleich der kurz vorhergegangene Fall argwohnen ließ, daß auch wohl hier eine ähnliche Verletzung geschehen seyn möchte, so liessen mir doch die längere Dauer der Krankheit, die Abwesenheit der Milch und die sehr merkliche Auftreibung des Unterleibes immer noch ein Extravasat im Unterleibe vermuthen, und ich war daher auf die Obduktion äusserst neugierig.

Bei Eröfnung des Leichnams fand man die Eingeweide in allen dreien Höhlen bis auf die Geburtstheile im natürlichsten Zustande und die Gedärme waren bloß von Luft aufgetrieben. Aber die Plexus vasorum spermaticorum waren wiedernatürlich vom Blute aufgetrieben und die Gebärmutter war an der hintern Fläche stark entzündet, hatte sich aber übrigens sehr zusammengezogen.

Um alles desto genauer untersuchen zu können, wurden die Theile mit der grössesten Behutsamkeit herausgenommen, und man fand, daß sowohl die Vagina linkerseits nach dem Muttermunde zu, als auch der Muttermund selbst bis an zwei Zoll in den Körper der Gebärmutter aufgerissen war. Die Gebärmutter und die Scheide waren mit einer brandichten Gauche überzogen.

Diese beiden durch mechanische Verletzung entstandenen Entzündungen der Gebärmutter können gewiß als Muster der wahren Metritis dienen, da man hier sicher ist, daß nichts anders zugleich im Spiele war und die Natur und Erscheinungen der Krankheit veränderte.

Von dem wahren Kindbetterinnen = Fieber unterscheidet sich die Entzündung der Gebärmutter als Krankheit für sich betrachtet, in folgenden Stücken:

1) Höchst selten und vielleicht niemals wird man diese Krankheit einzeln und für sich bestehend, nach leichten und durch die Natur vollbrachten Geburten wahrnehmen. Ein Erweiß, daß sie nicht leicht aus innern Ursachen entsteht. Wo ein geringer Grad von Entzündung, als Symptom einer andern Krankheit, vorhanden ist, macht sie fast nie die angezeigten tödtlichen Krankheiten, welches die ausser dem Kindbette vorkommenden Entzündungen der Gebärmutter beweisen,

die immer chronisch sind und meistentheils in Verhärtungen ausarten. Wo daher die Zeichen einer wahren Metritis acuta sind, darf man auch mit vieler Wahrscheinlichkeit auf vorhergegangene Verletzung der Gebärmutter schliessen. Wo umgekehrt es unwahrscheinlich ist, daß die Gebärmutter bei der Geburt in ihrer Strucktur gelitten habe, darf man auch nicht leicht eine gefährliche Entzündung derselben vermuthen.

2) Bei der Metritis stellen sich die Schmerzen unmittelbar nach der Geburt ein, und werden nur in der Tiefe des Beckens und im Kreuz empfunden, dahingegen die Schmerzeu bei dem Kindbetterinnen-Fieber später kommen und mehr den Kolickschmerzen ähnlich sind.

3) Der Unterleib hat nicht gewöhnlich die Auftreibung die man bei dem Kindbetterinnen-Fieber gewahr wird. Hier in dem zweiten Falle verursachten die so sehr von Luft ausgedehnten Gedärme zwar eine ziemliche Auftreibung, aber dieses Symptom hing nicht von der Entzündung der Gebärmutter ab, und fehlt wahrscheinlich in den meisten Fällen.

4) Dasselbe gilt vom Pulse, der bei einer reinen Metritis deutlich inflammatorisch ist, falls nicht ein anderweitiger Reiz in den Gedärmen ihn krampfhaft und unbestimmt macht.

5) Beim

5) Beim Kindbetterinnen-Fieber fließt eine weißlichte, zwar ichoröse, aber wenig riechende Materie aus der Gebärmutter. Hier merkt man deutlich ein verdorbenes Blut.

Uebrigens ist es allerdings schwer, die Erscheinungen beider Krankheiten und ihre Abweichungen genau zu bestimmen und es ist ein Glück, daß die antiphlogistische Methode beiden zukömmt. Aber so viel erhellet, dünkt mich, aus der Geschichte beider Krankheiten, daß die Entzündung der Gebärmutter äusserst selten die Ursache der im Kindbette vorkommenden Fieber sei, und die Krankheit daher auch nicht den Namen Kindbetterinnen-Fieber, in so fern man damit eine natürliche Gattung von Krankheiten bezeichnen will, verdiene.

Folgender Fall hält vielleicht das Mittel zwischen beiden. Ich will sagen, daß ich nicht zu bestimmen vermag, ob hier Milchversetzung oder eine auf andere Art entstandene Entzündung für die Ursache der Krankheit zu halten sei.

XIX.

Von einem im Wochenbette entstandenen Eitersacke im Becken.

Ein Frauenzimmer von dreißig Jahren, muntern Temperaments, aber von einer kleinen schwächlichen Leibesbeschaffenheit kam den 31sten Jul. 1782 im achten Monate ihrer zweiten Schwangerschaft in das Charité-Lazareth.

Beim Untersuchen bemerkte man eine schiefe Lage der Mutter und einen in der Breite sehr ausgedehnten Unterleib. Von der Frucht war nichts zu fühlen.

Den 24sten August wurde zuerst der Kopf des Kindes hoch und rechterseits hinter dem Schaamknochen gefunden, aber den 7ten September war wieder nichts vom Kinde zu fühlen, und so wechselte diese Lage bis zur Zeit der Geburt noch einigemal.

Den 21sten October zwei Stunden vor der Entbindung fühlte man den Kopf des Kindes hoch und mehr als vorher gegen die rechte Seite. Gegen die linke Seite befand sich der bereits in dem Umfange eines Viergroschenstücks geöfnete Muttermund, durch welchen die sich schon prall stellenden Wässer zu fühlen waren. Eine halbe Stunde darauf war wieder nichts vom Kinde zu finden, unerachtet sich nunmehr alles zur Geburt anließ. Aeusserlich aber fühlte man deut-

deutlich den Kopf des Kindes rechterseits über die Leistengegend.

Die Wehen wurden anhaltend und stark und der Muttermund erweiterte sich mehr und mehr, worauf den Abend um sieben Uhr die Wässer abgingen und mit diesen sogleich des Kindes rechter Ellenbogen in die Geburt trat, daher man zur Wendung schreiten muste.

Schon während der Entbindung empfand die Gebährende starke Schmerzen im ganzen Unterleibe, welche auch nach der Geburt anhielten, wobei der Leib stark aufgetrieben und etwas gespannt war, jedoch hatte sie dabei einen weichen, weder vollen noch fieberhaften Puls.

Da man schon kurz vor der Geburt zur Ader gelassen hatte, so wurde bloß das liniment. antispast. eingerieben, warme Umschläge gemacht und ein erweichendes Clystier gegeben. Innerlich gab man ihr einige Tropfen vom Sydenhamschen Laudanum, und ließ Salpeter in Habergrütze zum gewöhnlichen Getränke nehmen.

Diese Nacht schlief die Kranke wenig. Den Morgen klagte sie immer noch über anhaltende Schmerzen sowohl im Kreutz als im Unterleibe, so daß sie sich gar nicht rühren konnte. Uebrigens flossen die Lochia stark, und der Puls blieb gut.

Man setzte die erwähnten Mittel fort und gab daneben ein schwaches Decoct. rhei mit etwas Laud. liqu. versetzt.

Den

Den folgenden Morgen, als den 23sten October war der Puls sehr voll, hart und geschwinde. Die übrigen Umstände waren noch dieselben. Von Milch zeigte sich nicht das geringste in den Brüsten.

Es wurde sogleich zur Ader gelassen, die äusserlichen Mittel und kühlenden Getränke fortgesetzt und statt des Rhabarber-Aufgusses das mit Zitronensäure gesättigte Alkali, mit etwas von der Aqu. bened. Rul. versetzt, gegeben. Gegen Nachmittag hatte sie zwei gute Stuhlgänge, und sie fiel, mit Nachlassung der Zufälle in einen gelinden Schweiß. Die Auftreibung und Schmerzen des Unterleibes verminderten sich. Der Puls wurde weicher und schlug in der Minute hundertmal. Die Lochia flossen gut.

Den 24sten des Morgens zeigte sich Milch in den Brüsten, deren Zufluß man durch Saugen zu begünstigen suchte.

Diesen Tag und den 25sten hatte die Kranke nur abwechselnd gelinde Schmerzen im Unterleibe, übrigens blieben der Puls und die übrigen Umstände unverändert.

Den 26sten fügte ich den erwehnten Mitteln noch Kampher bei, wodurch eine gelinde Ausdünstung bewürkt wurde. Aber obgleich alle Aussonderungen natürlich erfolgten und die Kranke ein munteres Ansehen bekam, der Unterleib auch weich und eben nicht sehr aufgetrieben war, so kamen dennoch die Schmerzen, besonders im Kreuze, öfters wieder, so, daß man den

27sten

27sten October in der Nacht ihrer Heftigkeit wegen wiederholte Clystiere und ein gelindes Opiat gab.

Die Kranke hatte den 28sten früh vier freiwillige Stuhlgänge mit Nachlassung der Schmerzen. Man gab daher wieder das vorerwähnte Decoct. rhei. Die Schmerzen des Unterleibes hörten nun fast gänzlich auf, dagegen klagte sie über eine besondere Empfindung in dem ganzen Rücken. Bei näherer Untersuchung fand man zwei starke Varices im Mastdarm, auf welche sogleich vier Blutigel gesetzt wurden, worauf auch eine Verminderung der Rückenschmerzen erfolgte. Aber die Knoten blieben hart und aufgetrieben, weswegen man eine erweichende Bähung anwandte.

Den 29sten October war der Stuhlgang natürlich. Es wurde statt der Rhabarber wieder das mit Zitronensäure gesättigte Alkali und des Abends zwei Gran Kampher gegeben.

Obgleich die Kranke sich nunmehr ausser einem geringen Kopfschmerz in allem Betracht besser befand, so schlug dennoch der Puls den 30sten October des Morgens hundertundzwölfmal in der Minute.

Des Kopfschmerzes wegen wurde ein Blasenpflaster im Nacken gelegt und die vorigen Mittel fortgesetzt.

Den 31sten October befand sich die Kranke leidlich und der Puls war weniger geschwinde.

Den 1sten November blieben die Umstände bis Mittag dieselben. Aber den Nachmittag klagte sie wieder

über

über Schmerzen, welche sich vom Kreuze nach der Schaamgegend erstreckten, wobei auch der Puls geschwinder und härter wurde. Gegen den Abend brach die Kranke zweimal und da dieses ihre Schmerzen vermehrte, wurde wieder das mit dem Laudano versetzte Rhabarber-Dekockt gegeben. Sie hatte hierauf drei Stuhlgänge, schlief aber wenig und die Schmerzen dauerten fort.

Den 2ten November fühlte man durch den Mastdarm eine Geschwulst zwischen ihm und der Vagina. Da es aber doch unsicher war, hier eine Oefnung zu machen, so ließ ich die Kranke in ein warmes Bad bringen, und ihr nach diesem viel warmes Getränke reichen. Dem ungeachtet bekam sie einen Frost, welcher eine Stunde anhielt und wobei sie Stuhlgang und Urin unter sich ließ. Endlich erfolgte etwas Schweiß mit weicherem Pulse und die Kranke hatte zwei willkührliche Stuhlgänge; aber sie phantasirte die ganze Nacht.

Den 3ten November fand man früh die Haut feucht und den Puls weicher und weniger geschwinde. Man gab daher ein Infus. cort. chin. mit dem Spir. minder. Aber obgleich ein gelinder Schweiß da war, so wurde doch gegen den Mittag der Puls wieder härter und geschwinder, daher ich statt der Chinarinde die Mixt. diaphor. nehmen ließ. Die Schmerzen waren zwar geringe, aber die Kranke phantasirte, es stellte sich ein Schlucken ein und das Gesicht verrieth deutlich

die

die Todesgefahr. So hielt der Zustand mit geringen Nachlassungen den 4ten und 5ten an.

Den 6ten November früh war der Puls wieder besonders voll und hart, weswegen eine Ader geöfnet und etwa acht Unzen Blut abgelassen wurden, welches weder diesmal noch vorher die geringste inflammatorische Beschaffenheit hatte. Aber der Puls blieb unverändert, der Schlucken kam zum öftern wieder und die Entkräftung nahm zu. Stuhlgang und Urin gingen unwillkührlich ab und die Sinne wurden schwach. Demungeachtet blieb der Puls voll und hart, und schlug hundertundzwanzigmal in der Minute.

So hielt der Zustand an bis zum 9ten November, da alsdenn gegen den Abend der Puls zu sinken anfing, und die Kranke den Morgen darauf, als den 20sten Tag nach ihrer Niederkunft, verschied.

Bei der Oefnung des Unterleibes fand man alle zur Ernährung erforderlichen Eingeweide vollkommen gesund, uud nur der Uterus hatte sich noch nicht gehörig zusammengezogen. In den ersten Tagen der Krankheit hatte ich allen Grund eine Milchversetzung nach den Eingeweiden des Unterleibes zu vermuthen, da sich inzwischen die Auftreibung und Schmerzen des Unterleibes legten und sich die Krankheit so sehr in die Länge zog, so glaubte ich freilich, daß hier etwas anders zum Grunde liegen müsse; inzwischen war ich doch über den ersten Anblick der gesunden Theile verwundert. Diese

Ver-

Verwunderung hörte aber auf, als wir die Geburstheile näher untersuchten. Wir fanden nemlich bei der Durchschneidung des hintern Segments der Vagina zwischen ihr und dem Mastdarm einen ansehnlichen Eitersack, welcher wenigstens ein viertel Quart eines stinkenden Eiters enthielt. Zu gleicher Zeit war die Stelle des Uteri, gegen welche der Kopf des Kindes gestanden hatte, und welche gerade gegen diesen Eitersack gerichtet war, sehr mißfärbigt.

Es frägt sich hier: 1) war dieser Eitersack bloß eine Folge der durch den Druck verursachten Entzündung, oder war er von einer Milchversetzung entstanden? 2) Hätte man die Geschwulst, dazumal, als man sie erkannte, öfnen sollen?

Der unmittelbar auf die Geburt folgende Anfang der Schmerzen, die Verderbung desjenigen Theils der Gebärmutter, gegen welchen das Kind gestanden hatte und welcher gerade gegen den Eitersack war, und die einige Tage nach der Geburt und schon während der Krankheit erfolgte Milchabsonderung in den Brüsten, sind allerdings nicht unwahrscheinliche Gründe für die Meinung, daß der Eitersack eine Folge der durch die Lage des Kindes verursachten Entzündung gewesen sei.

Aber die Auftreibung und Schmerzhaftigkeit des ganzen Unterleibes, der Mangel der inflammatorischen Konstitution, die Grösse des Eitersacks, die mit den entzündeten Theilen in keinem Verhältnisse stand, die

gerin-

geringe Entzündung der Mutter, wo sie doch angefangen hatte und am zerstörendsten hätte seyn sollen, sind eben so wichtige Gründe für's Gegentheil. Ueberhaupt kam das ganze Ansehen der Krankheit völlig mit allem dem überein, was ich sonst bei dem Fieber, das mit einer Milchversetzung nach dem Unterleibe verbunden ist, beobachtet habe, und es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß in diesem Falle die Milchabsonderung oder doch die Kongestion der lymphatischen Feuchtigkeit nach den Brüsten schon zum Theil vor der Geburt und unmittelbar darauf auch die Absetzung dieser Feuchtigkeiten im Unterleibe geschehen sei, wovon sich den vierten Tag nach der Entbindung ein Theil wieder nach den Brüsten zurückbegab, ein Theil hingegen zwischen der Vagina und dem Mastdarm abgesetzt worden.

Daß die Oefnung der Geschwulst hier vortheilhaft gewesen seyn würde, ist wohl keinem Zweifel unterworfen, aber ich zweifle, daß sie ein vorsichtiger Arzt unternommen haben würde, da die Geschwulst ziemlich hoch herauf war und sich über die Natur derselben nichts sicheres entscheiden ließ. Jetzt nachdem mir dieses und einige andere ähnliche Fälle vorgekommen sind, würde ich mich freilich unter gleichen Umständen ohne Bedenken dazu entschliessen.

Im nachfolgenden Falle hat die Natur das gethan, was hier die Kunst thun konnte.

XX.

Von Milchversetzungen.

a.

Eine Dame von einigen dreißig Jahren, empfindlichen Temperaments und skrophulöser Leibesbeschaffenheit, kam zum erstenmale ins Kindbette. Die Geburt ging gut von statten, aber es hielt mit der Milchabsonderung schwer, so daß, nachdem sie einige Tage lang mit vieler Aengstlichkeit durch häufiges Anlegen des Kindes den Zuschuß der Milch zu befördern gesucht hatte, sie endlich doch vom Säugen abstehen muste. Zur Ausführung der schon vorhandenen Milch ließ ich häufig Salpeter, in Habergrützdekockt trinken, und suchte übrigens, da ich die Reizbarkeit des Körpers kannte, und mich für die skrophulöse Schärfe fürchtete, die ihr sonst schon allerlei Zufälle, als Bluthusten, Krampf und dergleichen verursacht hatte, jeden Reiz zu vermeiden.

Einige Tage nachher klagte sie über einen Schmerz im Unterleibe in der Darmbeingegend, den ich anfänglich für eine Folge von Blähungen hielt. Aber ob er gleich zuweilen nachließ, so kam er doch bei guter Leibesöfnung und bei übrigen gutem Befinden zu oft wieder, als daß man ihn nicht für etwas anders hätte halten sollen.

Daß hier eine Milchversetzung geschehen seyn sollte, davon konnte ich mich um so weniger überzeugen, da es immer an Milch gefehlt hatte, und ich keine Gründe fand, zu glauben, daß eine so reizende Ursache da gewesen sei, die eine Milchversetzung hätte bewürken können.

Ich hielt daher den Zufall für eine Folge von Erkältung, die mir bei der in Ueberfluß vorhandenen skrophulösen Schärfe wohl einen Schmerz von der Art veranlassen zu können, hinlänglich schien. In dieser Vermuthung wurde ich um so mehr bestärkt, da sie einige Tage darauf von einem Bluthusten befallen wurde, der offenbar eine Folge der skrophulösen Schärfe war, weil weder reizende Schärfe in den ersten Wegen, noch Vollblütigkeit, noch entzündliche Konstitution, als Ursache angegeben werden konnten, und mit dem zu gleicher Zeit die Schmerzen in der Seite aufhörten.

Ich ließ demungeachtet, da die Geburtsreinigung eben nicht stark geflossen hatte, zur Ader, und gab kühlende, krampfstillende und die Ausdünstung befördernde Mittel, worauf sich auch der Husten legte, die Brust frei ward und die Dame nach und nach an Kräften zuzunehmen schien. Aber sie klagte nunmehr wieder über Schmerzen in der Seite.

Ich gab äusserlich erweichende Mittel und glaubte, daß sich mit der monatlichen Reinigung der Schmerz eben so als mit dem vorherigen Bluthusten heben werde.

Aber die monatliche Reinigung blieb aus und kurz darauf wurde sie wieder mit einem starken Brustcatarrh und skrophulöser Entzündung der Augenlieder befallen, in welcher Zeit wieder die Schmerzen in der Seite von geringer Bedeutung waren, so, daß mir dieses zu einem abermaligen Beweiß diente, daß ich es lediglich mit der skrophulösen Schärfe zu thun habe.

Ich richtete daher meine ganze Behandlung gegen diese ein und gab den Aethiops antimonialis. Zur Zeit, da die Menses eintreten sollten, ließ ich Fußbäder nehmen und gab gelinde balsamica. Aber alles fruchtlos. Die Menses erfolgten nicht, die Schmerzen blieben, der Puls wurde fieberhaft, und man fing an, eine Abzehrung zu befürchten, eine Furcht, die dem Anscheine nach gegründet war, ob ich sie gleich aus mancherlei unbestimmbaren Gründen nicht selbst hatte.

Es wurde nun ein zweiter Arzt zu Rathe gezogen, der sein ganzes Augenmerk auf Wiederherstellung des monatlichen Flusses richtete, und zu dem Ende nicht nur die stärksten Pellentia als Sadebaum u. d. gl. gab, sondern auch andere Mittel als Elecktricität, Tourniquets und Blasenpflaster um die Schenkel u. s. f. zu Hülfe nahm. Er hielt sich hiezu um so mehr berechtigt, da er die Krankheit für eine Auftreibung des Eierstockes hielt, dessen Zertheilung er durch den monatlichen Fluß zu begünstigen suchte. Inzwischen war nichts von einer umschriebenen Geschwulst zu fühlen, sondern man bemerkte

merkte bloß eine Anspannung der unter der schlaffen Haut gelegenen Muskeln und des Darmfelles. Der Uterus hatte seine gehörige Lage und Höhe und der Muttermund die natürlichste Beschaffenheit.

Ich blieb daher bei der Meinung, daß sich eine skrophulöse Schärfe nach diesen Theilen geworfen habe und die Krankheit also eine Art von chronischen Rheumatismus der Bauchmuskeln sei.

Nachdem eine Menge heroischer Mittel vergeblich angewandt waren, rieth ich zum Auffenthalt auf dem Lande, zum Baden, zur Bewegung und zur Vermeidung aller erhitzenden und treibenden Arzneien. Der Rath wurde befolgt und er schien gut zu thun. Die fieberhaften Bewegungen liessen nach, der habitus verbesserte sich, die Kräfte nahmen zu, aber die Schmerzen kamen doch öfters wieder.

Endlich stellte sich nach Verlauf eines Jahres die so lange gewünschte monatliche Reinigung ein, und ich versprach mir auch würklich viel Gutes davon. Die Freude über die Rückkehr der Reinigung trug sehr viel bei, den bisherigen beschwerlichen Zustand allerdings sehr erträglich zu machen, so, daß ich glaubte, die Schmerzen würden sich nun nach und nach durch Regime und Diät von selbst und ohne alle eigentliche medicinische Hülfe verlieren, um so mehr, da die Seite nicht mehr so gespannt war, und die Schmerzen jetzt seltener kamen.

Ich ließ im Frühjahr den gelinde eingekochten Saft der Graswurzel und des Löwenzahns nehmen und verordnete den Schlesischen Flinsbergerbrunnen zum innerlichen und äusserlichen Gebrauch; ein Wasser, welches an fixer Luft äusserst reichhaltig und zugleich mit einigen Eisentheilen versehen ist, folglich dem Spabrunnen am nächsten kömmt und ihn an Güte vielleicht übertrift.

Aber obgleich dieser Brunnen alle Exkretionen stark getrieben hatte, so kam die Dame doch zurück, ohne von ihren alten Beschwerden befreyet zu seyn; vielmehr schienen diese jetzt wieder heftiger und anhaltender zu werden. Die Schmerzen erstreckten sich vom obern Rande des Darmbeines an bis zur Vagina hin; dabei waren zugleich heftige Rückenschmerzen. Auch gingen zuweilen mit dem Urin kleine Stückchen eiterhaften Schleims weg, so, daß ich doch oft auf den Gedanken zurückkam, daß doch wohl eine Milchversetzung die Ursache aller Schmerzen seyn möchte. Weil dies inzwischen in der Behandlung nichts ändern konnte, so bestimmte ich bei mir selbst nichts gewisses hierüber. Ich verlor auch diesen Gedanken fast gänzlich wieder, als sich nach einiger Zeit der Schmerz in der linken Seite sehr selten und jetzt mehr im Rücken und zuweilen in der rechten Seite äusserte, welches mich immer wieder auf die Idee eines skrophulösen Rheumatismus führte, besonders da der Zustand nunmehr beinahe zwei Jahr angehalten hatte, und zu vermuthen war, daß eine Milch-

versetzung sich entweder zertheilt oder zur Eiterung angelassen haben würde.

Als eines Tages die Dame sich bückte und etwas Gewalt anwandte, einen Schubkasten aufzuziehen, fühlte sie, als ob ihr etwas an dem Ort, wo die Schmerzen immer gewüthet hatten, zerrisse. Da sie inzwischen keine Schmerzen hatte, achtete sie nicht darauf. Aber noch denselben Abend verlor sie plötzlich eine Menge eines gelbgrünlichen übelriechenden Eiters aus der Vagina. Sie schlief indessen die Nacht ziemlich ruhig.

Ich fand die Kranke des Morgens munter und vergnügt. Sie hatte, besonders wenn sie sich auf die linke Seite gelegt, immer noch einen starken Abgang der eiterhaften Materie, der aber nur sehr wenig roch und allerdings dem Anscheine nach das Produkt einer Milchversetzung war. Sie sagte mir, daß sie sich wie von einer Bürde befreyet fände, und daß sie fast gar kein Reissen mehr, sondern bloß das Gefühl einer wunden Stelle am Darmbein habe. Dabei war sie fieberfrei und ihr Ansehen sehr gut. Wenn sie die linke Seite nach der Vagina hinstrich und sich dabei auf die linke Seite legte, so vermehrte sich der Ausfluß, der nun nach einigen Tagen mehr wässericht wurde.

Fünf bis sechs Tage darauf stellte sich die monatliche Reinigung ohne alle Rückenschmerzen, die

sonst gewöhnlich vorhergegangen waren, ein, und floß stärker, als seit einigen Jahren geschehen war. Während dieser Zeit kam nichts von der Materie zum Vorschein. Als aber der Fluß nachgelassen hatte, zeigte sich wieder etwas von der Feuchtigkeit, die aber fast gar nicht mehr eiterhaft war.

Einige Tage nachher veränderten sich die Schmerzen und zogen mehr nach hinten. Zu gleicher Zeit floß auch wieder eine eiterhafte Materie, die sich aber bald wieder in eine wässerichte Feuchtigkeit verwandelte. Dabei nahm die Kranke an Munterkeit und Kräften zu.

In der zweiten Periode der monatlichen Reinigung wechselte dieser Ausfluß mit dem Blute ab. Die Schmerzen waren nun bald in der rechten, bald in der linken Seite und zuweilen unter dem Nabel. Auch bemerkte die Dame, wenn sie sich vorwärts bog, einige Spannung und nach einiger Zeit auch einige Geschwulst unter dem Nabel, welches alles sich aber nach und nach in neun bis zehn Wochen verlor.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß sich hier Milch oder wenigstens lymphatische Feuchtigkeit zwischen die Decken des Unterleibes geworfen hatte. Daß wenigstens hier und nicht in der Höhle des Unterleibes selbst die Metastasis geschehen sei, erweisen die Spannungen, Erhebungen und Schmerzen derselben.

b. Ein

b.

Ein Frauenzimmer, siebenundzwanzig Jahr alt, von schwächlicher Leibesbeschaffenheit, ward den 26sten August 1782 durch eine natürliche Kopfgeburt von einem gesunden Knaben entbunden.

Den dritten Tag legte sie sich ein Mennig-Pflaster auf die Brüste, um die Milch zu vertreiben. Gleich den folgenden Tag hörte der sonst starke fluxus lochiorum auf und es erfolgte nur noch ein geringer Ausfluß eines weissen Schleims.

Die Kranke hatte nunmehr täglich einen geringen fieberhaften Anfall. Vierzehn Tage nach der Geburt erkältete sie sich plötzlich, worauf sogleich die Lochia aufhörten und sich ein Schmerz im rechten Inguine bis zur Schaamgegend, nebst fieberhaften Bewegungen, einfand.

Den 14ten September wurde sie ins Charité-Lazareth gebracht. Man nahm eine flache Härte in der Leistengegend zwischen den Bauchmuskeln und dem Darmfelle wahr, welche bei der geringsten Berührung, so wie auch bei Anhäufung des Urins und beim Uriniren sehr schmerzte. Uebrigens war der Unterleib weich und gar nicht aufgetrieben. Der Puls war klein, krampfhaft, aber doch nicht sehr geschwinde.

Es wurden äusserlich erweichende und krampfstillende Mittel und innerlich der Salpeter im Getränk

und eine schweißtreibende Mixtur mit Kampher gegeben.

Da sich hierauf nichts änderte und die fieberhaften Bewegungen fortdauerten, so glaubte ich, daß ich vergeblich auf Zertheilung arbeiten würde, und suchte daher die Vereiterung zu befördern. Zu dem Ende ließ ich den 18ten September einen Verband anlegen, wodurch der Umfang der Verhärtung comprimirt ward, die mittlere Stelle aber ließ ich kataplasmiren. Acht Tage lang hatte man diese Behandlung fortgesetzt, ohne daß sich die Härte hob und erweichte. Dagegen fand sich bei einem gelinden Schweisse ein schleimichter Ausfluß aus den Geburtstheilen ein, wobei die Härte abnahm und die Schmerzen weniger empfindlich waren. Ich glaubte nunmehr, daß die Natur sich einen Weg nach den Geburtstheilen bahnen würde und ließ daher die Bandage weg und dagegen innerlich die fixe Luft, auf Hulmische Art, nehmen, um den Ausfluß aus den Geburtstheilen zu begünstigen. Aeusserlich ließ ich des Tages einen Umschlag mit Salmiack versetzt, und bei Nachtszeit das Empl. resolv. fœt. auflegen.

Vier Tage hatte der Ausfluß angehalten, als sich die Kranke heftig ärgerte und der Ausfluß gänzlich aufhörte. Die Schmerzen und das Fieber vermehrten sich hierauf wieder, aber die Härte blieb unverändert.

Ich versuchte hierauf wieder die zertheilende Methode, ließ täglich viermal einen Gran von der Ipecacuanhe nehmen und äusserlich eine mit Kampher versetzte Merkurialsalbe einreiben. Die Kranke brach hierauf zuweilen mit Erleichterung und den 6ten October fand sich wieder der schleimichte Ausfluß aus den Geburtstheilen ein. Ich ließ daher wieder die fixe Luft nehmen, bei deren Gebrauch der Ausfluß fortdauerte, die Härte sich verlor, und das Fieber und die Schmerzen aufhörten. Die Kranke verließ den 20sten October das Lazareth.

Kurz darauf kamen mir einige Fälle vor, die mit diesen vollkommene Aehnlichkeit hatten, wo aber eine Vereiterung erfolgte, die sich nach aussen einen Weg bahnte, so, daß die Fluktuation nach vorhergegangener Entzündung deutlich wurde und man durch eine Oefnung das Eiter herausließ. Die Wunden heilten in Zeit von einigen Wochen. In einem Falle blieb der Puls noch lange nachher fieberhaft, so, daß ich zweifelhaft wurde, ob nicht zugleich eine Vereiterung in der Bauchhöhle vor sich gehe. Aber auflösende Mittel, besonders Merkurialien, brachte die völlige Heilung zu Stande.

XXI.

Von hitzigen Fiebern im Wochenbette.

a.

Ein Frauenzimmer von zweiundzwanzig Jahren, starker und vollblütiger Leibesbeschaffenheit, war zum erstenmale schwanger und wurde den 21sten April 1782. durch eine natürliche Kopfgeburt von einem gesunden Mädchen entbunden. Einige Stunden darauf klagte sie über starke Schmerzen im Unterleibe mit Frost und darauf folgender Hitze. Der Leib war übrigens nicht aufgetrieben und die Brüste schon hart. Es wurde ihr daher blos eine kühlende Mixtur gegeben.

Aber gegen den Abend wurde der Puls hart und voll, der Leib fing an aufzuschwellen und der gelindeste Druck verursachte ihr die empfindlichsten Schmerzen. Uebrigens flossen die Lochia gut und es war nun schon Milch in den Brüsten. Dagegen hatte sie starke Kongestionen nach den obern Theilen, nebst einem beschwerlichen Husten, welches eine starke Aderlaß um so nothwendiger machte. Dabei wurden die temperantia fortgesetzt, der Leib durch Clystiere geöfnet und äusserlich erweichende Salben und Umschläge aufgelegt. Demungeachtet war die Nacht unruhig, die angezeigten Zufälle verminderten sich gar nicht und die Zunge wurde sehr leicht trocken. Aber an Milch in den Brüsten fehlte

es

es gar nicht, nur die Lochia flossen weniger und waren stinkend.

Den 22sten früh wurden wiederum zehn Unzen Blut aus der Ader gelassen, welches, so wie das erstemal, eine starke Speckhaut hatte. Die übrigen Mittel wurden fortgesetzt. Nitrum bekam sie in vierundzwanzig Stunden bis zu zwei Unzen.

Den 23sten waren die Umstände noch dieselben, ausser, daß die Lochia fast ganz aufhörten. Es wurde daher ein Rhabarber-Dekokt, mit etwas Laudanum versetzt, gegeben, und da Nachmittags der Puls an Völle und Härte zunahm, so wurde zum drittenmale zur Ader und zwar zur Beförderung der Geburtsreinigung am Fuß gelassen. Sonderbar war es, daß sich bei alle dem die Milch in den Brüsten erhielt.

Den 24sten war der Leib noch eben so hoch und schmerzhaft, obgleich die Lochia stärker flossen. Da das Fieber stark war, so ließ ich das mit Zitronensäure gesättigte und mit etwas Aqua bened. Rul versetzte Laugensalz nehmen, worauf die Nacht drei gallichte Stuhlgänge erfolgten. Die Kranke schlief darauf ein, und als sie erwachte, war sie fast fieberfrei und der Unterleib merklich gefallen.

Den 25sten und 26sten waren die Lochia weiß und eiterhaft, welches noch einige Tage anhielt, worauf die Kranke endlich ganz fieberfrei wurde, an Kräften

nach

nach und nach zunahm, und in einigen Wochen das Lazareth gesund verließ.

Es ist schwer zu bestimmen, ob hier eine Milchversetzung nach dem Unterleibe geschehen war oder nicht. Da sich die Milch in den Brüsten erhielt, die Schmerzen und die Auftreibung des Unterleibes noch denselben Tag der Entbindung erfolgten und die Besserung so merklich nach den gallichten Stuhlgängen erfolgte, so hat man sehr viel Grund, die Krankheit für ein blosses Gallenfieber zu erklären. Wenn man aber auf die schmerzhafte Auftreibung des Unterleibes Rücksicht nimmt, wenn man bedenkt, daß die Person vollblütig und reich an lymphatischer Feuchtigkeit war, wenn man rechnet, wie kritisch sich die weissen eiterichten Lochia verhielten, und endlich die so grosse Aehnlichkeit mit in Anschlag bringt, welche dieses Fieber mit denen hatte, die mit einer Milchversetzung verbunden sind, so kann man gar wohl geneigt seyn zu glauben, daß eine Stockung lymphatischer Feuchtigkeiten in dem Unterleibe die Hauptursache des Fiebers gewesen sei.

b.

Ein Frauenzimmer von sechsundzwanzig Jahren, schwächlicher Leibesbeschaffenheit, hatte sich seit einem halben Jahre über den Verlust ihres Ehemanns sehr gehärmt und sahe daher blaß und verfallen aus; auch litte sie schon seit einem Jahr an der Brust. Sie kam

den 18ten October 1782 im letzten Monate ihrer ersten Schwangerschaft in die Charité.

Den 22sten October fing sie an über Wehen zu klagen, die Wässer gingen verstohlen ab und die Geburt erfolgte erst den folgenden Tag.

Sieben Stunden nach der Entbindung überfiel sie ein heftiger zwei Stunden anhaltender Frost, dem eine starke Hitze folgte. Dabei flossen die Lochia nicht sehr, Milch zeigte sich noch nicht in den Brüsten, die Kranke klagte über starke Schmerzen und Beängstigung im Unterleibe und es war allerdings ein Kindbetterinnen-Fieber zu befürchten.

Da der Puls ziemlich voll und hart war, so wurde zur Ader gelassen, kühlende Mittel gegeben, der Unterleib mit der Salbe eingerieben, und der Leib mit Clystieren geöfnet.

Schon gegen den Abend liessen die Zufälle nach, da aber dennoch der Puls voll und hart blieb, so wurde die Aderlaß wiederholt, worauf die Kranke in einen starken Schweiß fiel und eine erträgliche Nacht hatte.

Den 24sten October früh war das Fieber sehr mässig, es zeigte sich Milch in den Brüsten, die Lochia flossen und die Schmerzen im Unterleibe hatten sich fast gänzlich verloren.

Den 25sten Nachmittags erfolgte eine Exacerbation des Fiebers mit starkem Frost, die sich den 26sten des Morgens durch einen guten Schweiß endigte, worauf

auf sich die Kranke sehr wohl befand. Diese Exacerbationen erfolgten einen Tag um den andern bis zum 1sten November, worauf das Fieber ausblieb und die Kranke völlig hergestellt wurde.

Dies Fieber war wohl anfänglich nichts weiter, als ein verstärktes Milchfieber, welches aber sehr leicht in ein Kindbetterinnen-Fieber hätte ausarten können.

c.

Ein Frauenzimmer von dreiundvierzig Jahren wurde den Tag nach ihrer Niederkunft, den 21sten August 1781, halb todt, ohne alles Bewußtsein, mit kleinem fast unfühlbaren Pulse und kalten Extremitäten in die Charité gebracht.

Man rieb die Extremitäten mit warmen Wein und Essig, legte ihr warme Umschläge auf den Unterleib und gab die Mixt. diaphor. mit Kampher, worauf sie etwas zu sich kam und in einen gelinden Schweiß fiel.

Den 22sten des Morgens fing sie an zu sprechen und hatte einen freiwilligen offenen Leib. Da die Lochia nicht flossen, so wurde ihr ein Rhabarberdekockt, mit Laudanum versetzt, gegeben, worauf sie sich auch einstellten.

Den 23sten war sie munterer, konnte sich aber nicht besinnen, was mit ihr vorgegangen war.

Den 24sten kamen Petechien zum Vorschein, und da sie noch immer schwach war, so wurden ihr Blasen-

pflaster

pflaster gelegt, übrigens aber die schweißtreibenden Mittel fortgesetzt, weil kein Grund zu ausleerenden war.

Den 26sten kam sie völlig zu sich, sie hatte Milch in den Brüsten, fing an ihr Kind zu stillen und verließ den 11ten September das Lazareth gesund und vergnügt.

Hier war wiederum keine Spur von einer Milchversetzung.

d.

Ein Frauenzimmer, fünfundzwanzig Jahr alt, und von schwächlicher Leibesbeschaffenheit kam schwanger in die Charité. Sie war seit einiger Zeit an einer Seite gelähmt und wurde öfters von Ohnmachten befallen, wovon die Ursachen hauptsächlich Gram und Sorge zu seyn schienen.

Den 13ten October 1781 wurde sie durch eine leichte Kopfgeburt glücklich entbunden. Aber schon während der Geburt bekam sie einen starken Frost, dem nach der Entbindung Hitze folgte. Zwölf Stunden nachher exacerbirte das Fieber aufs neue, und hielt nun mit geringen Nachlassungen an. Uebrigens flossen die Lochia, aber die Brüste waren schlaf und die Person sehr entkräftet. Der Unterleib war weder aufgetrieben, noch schmerzhaft.

Den 17ten klagte sie über Neigung zum Brechen, weswegen ihr etwas von der Aqua bened. Rul. gegeben wurde, wonach drei gallichte Vomitus erfolgten.

Den 18ten war die Brust beklommen und der Puls etwas hart, daher ihr zur Ader gelassen wurde, worauf sie sich erleichtert befand und die gelähmte Seite so gar besser bewegen konnte.

Den 21sten jammerte sie über das Schicksal ihres ausserhalb dem Hause und unter der Aufsicht eines schlechten Vaters sich befindenden Kindes, und plötzlich fand sich die Beklemmung wieder ein und der Puls wurde voll, daher ihr abermals zur Ader gelassen, und kühlende und ableitende Mittel gegeben wurden. Aber die Beklemmung nahm so sehr zu, daß sie den folgenden Tag erstickte.

Hier war zwar keine Milch in den Brüsten, aber es fehlte auch wahrscheinlich überhaupt an lymphatischer Feuchtigkeit. Die Ursache des Todes war wohl mit derjenigen der Lähmung eine und eben dieselbe, und lag hauptsächlich in dem geschwächten Nervensysteme.

XXII.

Von Wassersuchten im Wochenbette.

a.

Ein Frauenzimmer von achtundzwanzig Jahren kam den 6ten Juny 1782 im neunten Monat ihrer Schwangerschaft in die Charité. Sie hatte eine starke hæmor-

rhagia

rhagia uteri, die schon zwölf Stunden gedauert haben und ihrer Aussage nach durch einen Schreck verursacht seyn sollte.

Beim Untersuchen fand man den Muttermund eines Viergroschenstücks groß geöfnet, und in demselben einen Theil von der placenta, die ihre Adhäsion mehr nach vorne und an der linken Seite hatte. Da noch keine Geburtswehen da waren, so gab man fürs erste kühlende und erweichende Mittel.

Da den 7ten der Puls voll und etwas hart war, so wurde zur Ader gelassen, worauf sich auch das Bluten ziemlich legte, besonders, wenn sich die Kranke ruhig verhielt.

Den 8ten gegen Abend aber erfolgte ein so starker Blutfluß, daß man genöthigt war, die Geburt durch die Kunst zu beschleunigen. Das Kind war frühzeitig und lebte nur einige Minuten.

Die Wöchnerin befand sich drei Tage nach der Entbindung ziemlich gut. Die Lochia flossen und die Nachwehen legten sich nach krampfstillenden und erweichenden Mitteln.

Den vierten Tag nach der Geburt stellte sich ein Fieberfrost mit Beklemmung der Brust ein, welcher zwei Stunden dauerte, dem eine trockene Hitze folgte, die sich nach acht bis zehn Stunden mit einem starken Schweiß endigte.

Den fünften des Abends und die folgenden Tage erfolgten ähnliche Anfälle, wobei die Brustbeklemmungen zuletzt bis zur Erstickung stark wurden.

Milch fand sich gar nicht in den Brüsten, und die Lochia wurden stinkend. Sie bekam zu gleicher Zeit ein gelbes mißfärbiges und wildes Ansehen und sie starb in einem Fieberanfalle mit starkem Röcheln auf der Brust den zwanzigsten Tag nach der Entbindung.

Bei der Oefnung fand man die Mutter zwar schlaff und noch nicht gehörig zusammengezogen, aber doch ohne alle Spur einer Entzündung. Die Leber war ziemlich groß, sahe gelb aus und war so weich, daß man nach gemachten Einschnitten die Substanz sehr leicht zwischen den Fingern zerreiben konnte. Auch die übrigen Eingeweide waren sehr schlaff. In der Bauchhöle, in der Brusthöle und im Herzbeutel war eine beträchtliche Menge eines ganz gelb gefärbten Wassers.

Wie sehr ist nicht die Natur dieses Fiebers von denen verschieden, die mit einer Milchversetzung nach dem Unterleibe verbunden sind!

b.

Ein Frauenzimmer von sechsundzwanzig Jahren, melancholischen Temperaments und einer schwächlichen hagern Leibesbeschaffenheit kam den 6ten November

1782 im letzten Monate ihrer Schwangerschaft in die Charité.

Sie hatte schon ein bleichsüchtiges Ansehen, die Füsse waren stark angelaufen, das Othemholen beschwerlich und der Puls fieberhaft. Zu dieser Kränklichkeit war die Grundlage durch Ausschweifungen und besonders durch Tanzen gelegt. Als ihr Liebhaber ihre Schwangerschaft merkte, entfernte er sich, und die Person wurde darüber und über ihre Schande tiefsinnig, und diese Tiefsinnigkeit artete zuweilen in Wuth aus.

Da der Unterleib sehr ausgedehnt war und doch die Frucht klein zu seyn schien, so vermuthete ich auch Wasser in der Bauchhöle. Es wurden ihr daher nach gelinder Reinigung der ersten Wege kleine Dosen von der Sqville mit etwas Salpeter und Fenchelzucker gegeben. Aber die Umstände blieben bis zur Niederkunft unverändert, welche den 25sten November durch eine natürliche Kopfgeburt ziemlich leicht erfolgte. Das Kind war schwach und abgezehrt.

Die Wöchnerin war nun schwächer als jemals, der Unterleib fiel gar nicht und die Engbrüstigkeit nahm sehr zu. Uebrigens klagte sie nicht über Schmerzen und die Lochia flossen stark, obgleich sehr wässericht. Aber die Schwäche wurde groß und sie starb den vierten Tag nach ihrer Entbindung.

Die Höhlen des Gehirns, der Brust und des Unterleibes waren voller Wasser. Die dünnen Gedärme

waren an einigen Stellen entzündet, die Gekrösedrüsen verhärtet, und die Leber durchgehends skirrhös und mißfärbig. Die Gallenblase war widernatürlich klein und enthielt fünf bis sechs Gallensteine, einer kleinen Bohne groß und wie Würfel gestaltet, nebst etwas weisser schleimichter Feuchtigkeit. Der ductus choledochus war gänzlich verstopft und doch hatte die Person nie die Gelbsucht gehabt.

Dieser und der vorhergegangene Fall beweisen deutlich, was für heterogene Krankheiten man unter einem Namen zwingen würde, wenn man jedes hitzige Fieber der Wöchnerinnen Kindbetterinnenfieber nennen wollte.

XXIII.

Von Kopfwunden.

Obgleich nachfolgende Fälle nichts zur Verbesserung der Behandlung von Kopfwunden beitragen können, so halte ich es doch nicht für unnütz, sie mitzutheilen. Sie können wenigstens als Beylagen zur Lehre der Hirnwuth und des Schlagflusses gelten.

a.

Ein Reitknecht von vierundvierzig Jahren war den 15ten August 1780 mit einem Pferde gestürzt, auf das Gesicht

Gesicht gefallen, und ohne Bewußtseyn eine Viertelstunde liegen geblieben, bis Leute gekommen, ihn wieder ermuntert und zur Kur nach der Charité gebracht hatten.

Das Gesicht hatte verschiedene sugillirte Stellen. Die stärkste Quetschung war etwas über der Nase, nahe am Stirnbein rechterseits, und die Nasenbeine etwas eingedruckt. Der Kranke beklagte sich über grosse Schwäche des Kopfs, konnte ihn gar nicht aufrecht halten, hatte Schmerzen im Genicke, und Hände und Füsse waren gelähmt. Der Puls war hart, voll und geschwinde.

Es wurde sogleich zur Ader gelassen, reizende Clystiere gegeben, kalte Umschläge um den Kopf gemacht und innerlich antiphlogistische Mittel gegeben. Gegen den Abend erfolgten zwei Stuhlgänge und häufiger Urin.

Den 16ten zeigte sich eine Neigung zum Schlafe, und da der Puls noch Härte hatte, so wurde die Aderlaß wiederholt. Der Puls wurde nun mässiger und es zeigten sich weiter keine üblen Zufälle, als daß das Urinlassen beschwerlich wurde, weswegen man ihm erweichende Umschläge auflegte.

Den 17ten war er ruhig und hatte einen erquickenden Schlaf gehabt. Der Puls war regulair und das Fieber mässig. Aber die Lähmung der äussern Gliedmassen blieb, der Unterleib war sehr aufgetrieben und der Urin ging mit Schmerzen ab. Ausser den schon

 erwähn-

erwähnten Mitteln wurde noch eine Unze Glauberſches Salz gegeben, wonach einige Oefnung erfolgte.

Den 18ten früh war der Kranke zwar munter, aber die Auftreibung des Unterleibes nahm zu, der Urin ging nur tropfenweiſe und ziemlich reizende Clyſtiere konnten doch keinen faekulenten Stuhlgang bewürken. Uebrigens fand ſich etwas Empfindung in den untern Extremitäten und er ſchlief gegen den Nachmittag ſehr ruhig. Aber plötzlich wurde er unruhig, ſein Puls ward klein und geſchwinde, er verlor die Sinne und ſtarb denſelben Abend.

Bei der Unterſuchung nach dem Tode fand man eine Fiſſur, die ſich auf der rechten Seite des Stirnbeins neben dem Sinus frontalis anfing, ſich in der Orbita nahe am Oſſe unguis verlor, und deren Länge einige Zolle betrug. Nach Abhebung der Hirnſchaale fand man die harte Hirnhaut ganz natürlich, auſſer daß die Blutgefäſſe etwas voll waren. Aber zwiſchen der Arachnoidea und der pia mater lag nach der rechten Seite zu eine gallertartige Flüſſigkeit auf den vordern Lappen des Gehirns. Die Gehirnhölen enthielten nichts von Feuchtigkeit und die übrigen Theile hatten ihre natürliche Beſchaffenheit. In der Bruſt fand ſich nichts wiedernatürliches, auſſer daß die rechte Herzkammer ſehr ſtark mit Blut angefüllt war. Der Darmkanal war ſehr von Luft ausgedehnt. Die ober Fläche der ſehr groſſen Leber war an Farbe natürlich, die untere Fläche hin-

hingegen war an verschiedenen Stellen blau, die innere Substanz aber ganz natürlich. Die Gallenblase und der Magen zeigten nichts widernatürliches. Die Milz war schlaff und mit aufgelöseten Blute angefüllt. Die Nieren waren gesund, aber die Urinblase entzündet und enthielt anderthalb Quart Urin. Als man von der Linea semicirculari ossis occipitis an durch die Haut und Muskeln neben der dritten Vertebra colli einen Einschnitt machte, kam ein sehr aufgelösetes Blut zum Vorschein, welches etwa vier Unzen betrug.

Höchstwahrscheinlich hatte das Rückenmark vorzüglich gelitten, weil die Lähmungen der Extremitäten und der Blase wohl nicht von dem im Gehirn gefundenen Extravasate verursacht seyn konnten. Ob aber das Rückenmark bloß durch Erschütterung gelitten hätte, oder ob es durch ein ausgetretenes Blut gedruckt worden, oder ob ein Bruch der Halswirbelbeine da gewesen sei, läßt sich nicht entscheiden, da letzteres nicht untersucht worden.

Wenigstens beweißt dieser Fall, wie frei das Bewustseyn bei einem Extravasate von Feuchtigkeiten im Gehirn bleiben könne.

b.

Ein Tagelöhner von zweiundsechzig Jahren, ziemlich robuster Leibesbeschaffenheit und cholerischen Temperaments wurde den 20sten November 1780 an einer

Wunde, die ungefähr zwei Zoll lang war und sich rechterseits vom tubere frontali an bis zur parte squammosa ossis temporum erstreckte, und die er den 18ten November durch eine ihm selbst unbewußte Ursache erhalten hatte, in die Charité gebracht.

Da der Kranke betrunken gewesen war, so konnte man keine Auskunft von ihm erhalten, ob die Wunde durch einen Fall oder Schlag verursacht worden war.

Man fand, daß die Wunde gequetschte Lefzen hatte, und bloß durch die Integumenta communia penetrirte, auch nahm man übrigens keine Anschwellung weder der verwundeten noch der benachbarten Theile wahr. Der Kranke war ohne alles Fieber und befand sich sonst wohl.

Obgleich schon ausser dem Hause zur Ader gelassen worden, so wurde dies dennoch wiederholt und ihm gelinde laxantia antiphlogistica gegeben. Die Wunde wurde ganz leicht verbunden und der Kopf, um alle Spannung zu heben, mit dem decoct. spec. resolv. warm fomentirt.

Bis den 24sten November befand sich der Kranke ohne alle Veränderung wohl, und die Wunde hatte das beste Ansehen. Diesen Morgen aber fand man das rechte Augenlied stark geschwollen; übrigens hatte der Kranke ruhig geschlafen und befand sich ganz wohl.

Es wurde die ganze Wunde bis auf die Hirnschaale durchschnitten und die schon erwähnten Mittel fortgesetzt. Die Geschwulst am Auge zertheilte sich auch bald, dagegen

gen fing der Kopf an zu schwellen, so, daß bis den 28sten November das Gesicht rosenartig aufgetrieben und die rechte Hälfte des Kopfs mit einer übrigens unbeträchtlichen Teiggeschwulst bedeckt war. In der Wunde fing sich das Pericranium an zu lösen, und nahe am tubere frontali zeigte sich ein mißfärbiger Fleck in der Hirnschaale.

Schon den 27sten hatte der Kranke die mit gutem Appetit genossene Habersuppe weggebrochen, worauf auch einige Stunden nachher ein Frost mit gallichtem Erbrechen und die Nacht ein heftiges Delirium, bei hartem und vollem Pulse und beschwerlichem Othemholen erfolgte. Es wurde sogleich reichlich zur Ader gelassen, ein Blasenpflaster im Nacken gelegt, der Unterleib warm fomentirt, Clystiere applicirt und innerlich eine Potio laxans gegeben. Es erfolgten zwei gallichte Stuhlgänge, der Kranke bekam einen guten Schweiß und wurde ruhiger.

Den 28sten des Morgens fand man den Puls weich, wenig voll und fast fieberfrei, auch waren die Sinne und das Othemholen wiederum freier. Aber es fand sich ein etwas beschwerlicher Husten ein. Man gab ihm nun die Mixt. diaphor. mit Kampher, so daß er täglich zehn Gran bekam.

Diese Mittel erhielten den Kranken in einer guten Ausdünstung, so wie der Auswurf und die übrigen Excretionen leicht von Statten gingen. Der Puls blieb

weich

weich und der Kranke hatte ausser dem Husten und der Spannung, welche ihm die Geschwulst verursachte, gar keine Beschwerden. Die Wunde hatte ein gutes Ansehen, nur der mißfärbige Fleck am Cranio wurde schwärzlicher und grösser.

In diesem Zustande befand sich der Kranke bis zum 5ten December fast unverändert. Die rosenartige Geschwulst hatte sich fast gänzlich wiederum zertheilt.

Den 5ten December Nachmittags überfiel den Kranken wieder ein Fieberanfall mit Erbrechen, worauf eine starke Hitze mit vollem, hartem und sehr geschwindem Pulse folgte. Hiebei klagte der Kranke über Schmerzen auf der Brust und zum erstenmal über Empfindung im Kopf, wobei er auch etwas verstört in seinen Sinnen war.

Man ließ nochmal acht Unzen Blut weg, legte Blasenpflaster an beiden Waden, gab reizende Clystiere und innerlich kühlende Mittel.

Der Kranke hatte hierauf die Nacht hindurch mit Nachlassung der Zufälle stark ausgedünstet. Aber den 6ten December Nachmittags stellte sich der Fieberanfall wieder mit Erbrechen ein. Uebrigens klagte der Kranke weder jetzt noch in der Folge mehr über Kopfschmerzen.

Da der Puls wieder etwas hart und voll war, und das Blut gegen den Kopf getrieben wurde, so ließ man nochmals zur Ader und gab kühlende Mittel, worauf mit einem guten Schweisse die Zufälle nachliessen.

Den 7ten December erfolgte der Fieberanfall schon frühe um sieben Uhr und endigte sich gegen den Mittag, so wie der vorige durch einen gelinden Schweiß. Abends um fünf Uhr erfolgte eine zweite und den Morgen um drei Uhr die dritte Exacerbation. Des Hustens wegen gab man ihm Demulcentia, und da der nunmehr auch ausser den Fieberanfällen sehr veränderliche Puls einen schwachen und krampfhaften Zustand anzeigte, so wurde statt der schweißtreibenden Mixtur ein Chinarindendekockt gegeben. Die Wunde bekam nunmehr ein bleiches Ansehen und das Pericranium fand man bis über einen Zoll nach der Glabella zu abgelöset.

Bis dahin war ich von Anfang an mit dem Herrn Professor Voitus, meinem würdigen Kollegen, der Meinung gewesen, daß keiner der Zufälle zur Trepanation indicire, da höchst wahrscheinlich die durch die Verletzung veranlaßte Entzündung sich über einen grossen Theil der Gehirnhäute erstreckte und das darauf etwa erfolgte Eiter in diesem Falle unmöglich durch eine Oefnung in der Hirnschaale ausgeleert werden konnte. Da man inzwischen die Art der Verletzung gar nicht kannte, da die mißfärbige Stelle der Hirnschaale immer schwärzer wurde und da es doch nicht unmöglich war, daß die entzündete und jetzt wahrscheinlich in Eiterung stehende Stelle der Gehirnhäute nur von sehr kleinem und dem äussern

mißfär-

mißfärbigen Fleck entsprechendem Umfange hätte seyn können, so wurde den 8ten December Nachmittags, als den einundzwanzigsten Tag nach der Verwundung die Trepanation vorgenommen. Man durchbohrte die mißfärbige Stelle und fand, daß die Verderbung nicht bis zur innern Tafel ging. Auch war nichts von Fissur zu bemerken. Die harte Hirnhaut hatte ein natürliches Ansehen, aber sie war fast ringsherum gelöset und es kam auch bald etwas weniger Eiter zum Vorschein, welches aber nicht so viel betrug, daß es durch seinen Druck alle die Zufälle hätte veranlassen können. Da übrigens die Hirnhaut sich gar nicht widernatürlich erhob, so war kein Grund sie zu öfnen.

Nach der Operation wurden die warmen Fomentationen über den Kopf und des Chinadekockt fortgesetzt. Gegen den Abend stellte sich wieder ein starker Fieberanfall ein. Der Kranke delirirte bei geschlossenen Augen, gab aber aufs Anreden allezeit eine gehörige Antwort, nahm Getränke und Arzeneien willig zu sich und hatte freiwilligen Stuhlgang.

Vom 9ten bis zum 10ten December exacerbirte das Fieber alle drei Stunden und es zeigte sich ein frieselartiger Ausschlag auf der Brust. Dabei wurde das Othemholen beschwerlich und der Puls klein. Uebrigens behielt der Kranke immer noch seine Gegenwart

gentwart des Geistes und deponirte willig Stuhlgang und Urin.

Die Wunde wurde nun immer trockener und es zeigte sich nichts von Eiter unter der Hirnschaale.

Den 11ten December exacerbirte das Fieber wiederum dreimal, aber der sich sonst zwischen den Anfällen erhebende Puls blieb nun beständig klein und geschwinde. Er verlor die Eßlust, das Othemholen wurde beschwerlicher, seine Sinne verliessen ihn und es erfolgten unwillkührliche Ausleerungen. In diesem Zustande blieb er bis den 13ten December, da er Abends gegen zehn Uhr, als den sechsundzwanzigsten Tag nach der Verwundung verschied.

Die ganze Zeit der Krankheit hindurch gab der Kranke nicht das geringste Merkmal von einer Lähmung irgend eines Theils. Nur im zweiten Fieberanfall klagte er über Kopfschmerzen und bis auf die zwei letzten Tage seines Lebens war er so vollkommen bei sich, daß er alles ordentlich forderte und auf alle Fragen richtige Antworten gab, nur daß er in den Fieberanfällen still delirirte, welches also mehr denen durchs Fieber verursachten Kongestionen nach den Kopf, als den im Kopfe selbst befindlichen Fehlern zuzuschreiben war. Der Puls war, nach der Zeit des zweiten Fieberanfalls, besonders, wenn die Exacerbationen nahe waren, sehr veränderlich und bald groß, bald klein. Den siebenten Tag nach der

Ver-

Verwundung erfolgte die rosenartige Geschwulst, und den zehnten Tag der erste Fieberanfall.

Bei der Obduktion fand man nach hinweggenommener Hirnschaale nichts mehr von Eiter über der harten Hirnhaut. Sie selbst hatte an der Stelle, wo die Hirnschaale durchbohrt war, einen mißfärbigen Fleck. Nachdem das rechte Hemisphaerium von der dura mater entblößt war, fand man diese Hälfte des Gehirns von der Wunde an bis über zwei drittheile nach hinten zu, mit einem würklichen Eiter überzogen. Am häufigsten fand es sich in der Mitte, am wenigsten am eigentlichen Orte der Verwundung, und dies erklärt sich daher, weil der Schlag war von vorne nach hinten gerichtet gewesen, welches die Schräge der Hautwunde vermuthen ließ. In dieser ganzen Gegend machte die Arachnoidea mit der pia mater eine widernatürlich verdickte Haut aus, welche man sehr leicht von der Substanz des Gehirns absondern, ja selbst aus den Gyris hervorziehen konnte, welches da, wo das Gehirn nicht gelitten hatte, weit mühsamer zu bewerkstelligen war. Die Substanz des Gehirns zeichnete sich in dem Umfange der schadhaften Stelle durch eine blaß graulichtere Farbe und mehrere Zähigkeit aus. An den übrigen Theilen des Gehirns war nichts widernatürliches zu bemerken, so wie auch die Leber und die übrigen Eingeweide des Unterleibes und der Brust von ziemlich natürlicher Beschaffenheit waren.

c.

Ein Mensch von dreißig Jahren fiel den 26sten December 1782 Nachmittags um zwei Uhr, stark betrunken, rückwärts von einer zwölf Stuffen hohen Treppe herunter, blieb sinnloß liegen und blutete stark aus dem linken Ohr und der Nase. An der linken Seite des Kopfs war eine Geschwulst, die sich vom angulo infer. poster. oss. bregm. anfing und in der Mitte der part. squammos. oss. temp. endigte. Man durchschnitt diese Geschwulst und fand, daß sich das Pericranium an einer kleinen Stelle sehr leicht ablösen ließ, übrigens konnte man am Knochen keine Fissur bemerken. Es wurde noch denselben Tag zweimal zur Ader gelassen und ein reizendes Clystier gegeben. Der Kopf wurde kalt fomentirt und innerlich gab man eine Auflösung vom Glauberschen Salze. Die Nacht um ein Uhr kam er zu sich, richtete sich im Bette auf, antwortete passend und sprach vernehmlich.

Den andern Morgen war er ganz bei sich, ob er gleich nicht wuste, was mit ihm vorgegangen war. Er klagte besonders über Schmerzen vor der Stirne. Auf der linken Seite des Kopfs über der Inzision fand sich eine starke Geschwulst, aber nur beim Druck empfand er hier Schmerzen. Aus dem Ohr floß noch etwas Blut. Da das erste Clystier noch keine Oefnung bewürkt hatte, so wurde dies zuerst wiederholt, worauf

auch zwei Stuhlgänge erfolgten. Bald darauf fing er an zu frösteln und dieser Frost hielt beinahe eine Stunde an. Der Puls war bald groß, bald klein, aber immer hart. Die Inzision wurde der Länge der Geschwulst nach erweitert, darauf noch eine Aderlaß vorgenommen, äusserlich die kalten Umschläge und innerlich das Glauberische Salz fortgesetzt. Der Puls verlor nun etwas von seiner Härte, aber der Kranke wurde schläfrig und die Bewegung der Pupille des rechten Auges etwas träge. Gegen den Abend wurde der Puls wiederum hart und daher die Aderlaß zum viertenmale wiederholt. Er hatte diesen Tag und die Nacht hindurch acht Stuhlgänge.

Den Morgen darauf hatte sich auch über das rechte Seitenbein eine ödematöse Geschwulst verbreitet, die Pupille des rechten Auges war groß und noch träger als zuvor und der Mund gegen die rechte Seite gezogen. Der Puls war geschwinde, klein und hart, und das Gesicht blaß und etwas entstellt. Uebrigens war er ganz bei sich, konnte sich aufrichten und antwortete auf alle Fragen.

Alle diese Erscheinungen machten es sehr wahrscheinlich, daß hier ein Extravasat im Gehirn vorhanden und folglich die Trepanation indicirt sei. Diese wurde auch sogleich an der Stelle, wo die Contusion gewesen war und sich die Geschwulst zuerst gezeigt hatte, nemlich am

untern Rande des linken Seitenbeins, nahe an der Sutura squamosa, vorgenommen.

Nachdem das ausgebohrte Stück weggenommen war, zeigte sich etwas Blut, welches unter den Rändern der Oefnung hervordrang. Um zu wissen, ob auch unter der harten Hirnhaut Extravasat sei, liessen wir den Kranken in die Höhe heben und den Athem an sich halten. Und nun fühlte man eine Leere zwischen ihr und dem Gehirn, die mit einer Feuchtigkeit ausgefüllt zu seyn schien. Man durchschnitt daher die harte Hirnhaut und es kam über eine halbe Unze Blut zum Vorschein. Die Wunde wurde nun locker bedeckt und der Kranke auf die linke Seite gelegt, um den fernern Ausfluß des Blutes zu begünstigen. Der Verband wurde auch würklich bald blutig, so wie auch aus dem linken Ohr noch Blut floß. Demungeachtet blieben die Zufälle dieselben und der Kranke schlief noch eben so gern, ob er gleich sehr leicht zu erwecken war. Der Puls, welcher während der Operation klein und flatternd war, wurde gegen den Nachmittag wieder so voll und hart, daß man nochmals zur Ader ließ, worauf zwar die Völle und Härte geringer wurden, die Geschwindigkeit hingegen zunahm. Die Stuhlgänge erfolgten unwillkührlich, das linke Augenlied fing an zu schwellen und die Pupille des rechten Auges wurde immer grösser und träger.

Den Abend um neun Uhr wurde der Puls nach und nach langsamer, so, daß er um eilf Uhr nur neunzigmal in der Minute schlug. Nach und nach wurde er auch voller, weicher und regulairer. Gegen zwei Uhr fing er von selbst an zu sprechen, erinnerte sich seines Falles und forderte zum erstenmale das Nachtgeschirr. Aber eine halbe Stunde darnach wurde er sinnlos und fiel in allgemeine Konvulsionen; der Puls wurde äusserst geschwinde und er starb des Morgens gegen fünf Uhr, folglich einige und sechszig Stunden nach dem Falle.

Als man nach dem Tode die Hirnschaale öfnete, zeigte sich auf der innern Fläche derselben ein Riß, der einige Linien weit von der durchbohrten Stelle anfing, von da nach dem untern und hintern Winkel des Seitenbeins einen guten Zoll fortging und denn in dem übrigen Theile dieses Beines durch die ganze Substanz drang und nach aussen sichtbar wurde. Die äussere Fläche der harten Hirnhaut war mit Blut überzogen. Unter derselben, war da, wo die Gegenschläge am heftigsten gewürkt hatten, ebenfalls ausgetretenes Blut, an andern Stellen hingegen bloße Anhäufung des Blutes in den Gefässen der dünnen Hirnhaut. An vielen Stellen konnte man die pia mater und arachnoidea mit dem ausgetretenen Blute durch eine Pinzette abziehen. Am stärksten hatte der Gegenschlag an der vordern Spitze des vordern und linken lobi cerebri und an dem rechten und mittlern lobo nahe an der fossa Sylvii gewürkt,

denn an der ersten Stelle war in der Grösse eines Groschens und einige Linien tief, und an der andern Stelle in der Grösse eines Achtgroschenstücks und mehr als drei Linien tief die Substanz des Gehirns ganz zerquetscht und mehr als eine Unze extravasirtes Blut in der Fossa Sylvii befindlich. Nachdem das Cerebellum weggenommen war, fand man in beiden untern Gruben des Hinterhauptbeins ebenfalls ungefähr eine Unze Blut, an der linken Seite der Baseos partis petrosæ ossis temporum etwa ein Quentchen. Der Knochenbruch ging durch den Angulum posteriorem ossis bregmatis sinistri, durch den processum mammillarem, durch die Basin der partis petrosæ ossis temporum, durch das foramen pro vena jugulari in den Körper des Keilbeins, bei der fossa pro glandula pituitaria wendete er sich nach vorne durch die alas paruas bis an die lamina cribrosa ossis ethmoidei. Die Zellen dieses Knochens waren ganz zerrissen und mit Blut angefüllt und der Meatus auditorius externus ebenfalls zerbrochen.

Es ist zu bewundern, wie diese gewaltsame Verletzung des Gehirns und das ziemlich häufige Extravasat des Blutes so wenig Lähmung verursacht hat. In den meisten Leichnamen der an Schlagflüssen verstorbenen Personen findet man weit weniger Verwüstung des Gehirns.

XXIV.

Von einer Carie vertebrarum und daher erfolgten Eitergeschwulst.

Ein junger Edelmann bekam in seinem achtzehnten Jahre eine Eitergeschwulst im rechten Schenkel, ohne alle Spuren einer vorhergegangenen Entzündung. Man öfnete diese Geschwulst und beförderte die Heilung der Wunde, die sich sehr lange verzog, durch Kompressen.

Etwa ein Jahr hernach zeigte sich eine ähnliche Geschwulst des linken Schenkels, die endlich so zunahm, daß sie die ganze obere Hälfte des Schenkels in seinem ganzen Umfange auftrieb und ihn am Gehen hinderte.

Uebrigens befand er sich wohl, ausser, daß er überhaupt von sehr empfindlicher Leibes- und Gemüthsbeschaffenheit war und kleine Ursachen also leicht auf ihn würkten. Um von seinem Uebel von Grunde aus befreiet zu werden, kam er im Jahr 1781 hieher nach Berlin und wandte sich an den Herrn Professor **Voitus** und an mich.

Bei der Untersuchung fanden wir die Geschwulst so ausserordentlich groß und dabei so schwappernd, daß es uns unbegreiflich war, wie eine solche Ansammlung von Eiter bei so gutem Befinden hatte entstehen und bis jetzt fortdauern können, so, daß wir anstanden die Geschwulst für eine wahre Eiteransammlung zu halten. Inzwischen

blieb

blieb doch nichts anders als die Oefnung übrig. Herr Professor Voitus machte daher eine Oefnung durch die Haut und Muskeln, so, daß er den Vastum externum fast der ganzen Länge nach spaltete, und es stürzte sogleich über ein Quart übelriechenden Eiters heraus. Um dem übrigen Eiter freien Ausgang zu lassen, wurde die Wunde nur leicht verbunden und der Kranke auf die Seite gelegt.

Wir bemerkten bei jedem Verbande, daß immer eine neue Menge Eiter zum Vorschein kam, die sich entweder erst seit kurzem da erzeugt, oder von andern Orten dahin geworfen seyn muste. Das erste war nicht ganz unwahrscheinlich, da das Eiter alles zellichte Gewebe der Muskeln aufgelöset hatte, diese also jedem Reiz ausgesetzt waren, und folglich auch leicht zu neuer Entzündung Anlaß geben konnten. Inzwischen war mir gleich von Anfange an der Gedanke wahrscheinlich gewesen, daß ein Beinfraß der Wirbelbeine vielleicht die Grundursache des Uebels seyn möchte, obgleich der Kranke ganz gerade ging und nie einige Lähmung der untern Extremitäten verspürt hatte. Wir wurden um so aufmerksamer hierauf, da der Kranke sich sehr über seinen Rücken zu beklagen anfing, ob wir gleich anfänglich dies bloß dem Liegen zuschrieben. Wir untersuchten daher den Rückgrad und fanden, daß das letzte Rückenwirbelbein und die zwei ersten Lendenwirbelbeine über einen Zoll in der weitesten Entfernung ausgewichen

waren, und nun blieb uns der Natur der Krankheit wegen kein Zweifel mehr übrig, und es war klar, daß man bei der Heilung der ersten Geschwulst nichts anders gethan, als daß man durch die Kompressen das Eiter einen andern Weg zu nehmen gezwungen hatte, und daß daher die leztere Eitergeschwulst eine Folge der erstern und immer noch fortdauernden Ursache war.

So sehr ich mich auch bemühte, der Schärfe, die den Beinfraß verursachte, auf die Spur zu kommen, so waren doch in seinem ganzen Lebenslaufe keine Anzeigen zu finden, die etwas bestimmtes hierüber gelehrt hätten. Daß die Schärfe skrophulöser Art sei, blieb noch am wahrscheinlichsten.

Da es eben Sommers Anfang war, so liessen wir ihn häufig den bis zur Honigdicke gelinde eingekochten Saft der Graswurzel und des Löwenzahns und daneben das kalte wässerichte Extrakt der Chinarinde nehmen.

Aber die Mittel würkten nichts, die Eiterung wurde schlimmer, die alten Narben brachen wiederum auf, in der rechten Weiche erhob sich eine neue Eitergeschwulst, aus deren Oefnung sich ebenfalls eine Menge Eiter ergoß, es kam ein schleichendes Fieber hinzu und der Kranke starb etwa sechs Wochen nach der Oefnung der Geschwulst ganz ausgezehrt.

Bei der Oefnung des Leichnams fanden wir die genannten Wirbelbeine zerstört und mürbe. Das Eiter hatte sich seinen Weg unter dem Psoas durch das foramen ischiaticum und vorwärts unter dem ligam. poupart. gebahnt.

Dieser Fall bestätigt die Pottsche Lehre von dieser Krankheit. Hätte man die Krankheit frühe genug und noch ehe die Eiterung zu groß würde erkannt und schickliche Fontanelle angebracht, so würde dieser edle Jüngling, wo nicht geheilt, doch wahrscheinlich noch lange erhalten worden seyn. Aber diese Diagnosis war schwer und fast unmöglich, da sich die Krankheit nur erst durch Eitergeschwulst, die nothwendig schon eine grosse Zerstörung der Wirbelbeine voraussetzte, offenbart hatte. Wahrscheinlich war auch anfänglich die Ausweichung der Wirbelbeine nicht merklich.

Wenn mir inzwischen dergleichen Eitergeschwülste, die auf solche Art, ohne alle merkliche vorhergegangene Entzündung der geschwollenen Theile entstanden wären, wiederum vorkommen sollten, so würde ich doch schon während der Heilung Fontanelle anlegen und dabei durch blutverbessernde und stärkende Mittel die Quelle des Uebels zu heben suchen. Auch war das in diesem Falle unser Plan und es wurde ihm bald nach der Operation ein Fontanell an der Wade gesetzt, welches aber sehr schwer in Eiterung zu bringen und zu erhalten war.

XXV.

Von einer Windsucht.

Ein Mann von dreiundsechzig Jahren, phlegmatisch-melancholischen Temperaments, hatte in seinen frühern Jahren öfters fliessende Hämorrhoiden. In seinem fünf- oder sechsunddreißigsten Jahre bekam er sie wiederum sehr stark, und da er eben eine sehr nothwendige Reise zu unternehmen hatte, so bat er einen Arzt, ihn von diesem Blutflusse nicht nur überhaupt, sondern auch besonders für jetzt zu befreyen. Dieser gab ihm eine Arzenei, von der er kaum einigemal gebraucht hatte, als sich der Fluß stillte.

Von dieser Zeit an bekam er auch nie wieder ordentliche Hämorrhoiden, war aber auch zugleich von eben dieser Zeit an öfteren Krankheiten unterworfen. Nur einmal überfielen ihn etwa zwölf Jahre nachher so starke Rückenschmerzen, daß er sich nach Hause führen lassen muste, bei welcher Gelegenheit sich etwas Blut im Stuhlgange zeigte.

Vor ungefähr acht Jahren fing er an, öfters über leichte Kolickschmerzen zu klagen, die er immer einer Erkältung zuschrieb, die aber wahrscheinlich von Stockungen in dem Pfortadersystem entstanden.

Ein Jahr vor seinem Tode fing die Leibesöfnung an, in Unordnung zu gerathen und er ward öfters von

Wind-

Windkolicken geplagt. Besonders waren die Schmerzen in der linken Seite bei der zweiten Krümmung des Grimmdarms. Ein paar reichliche Mahlzeiten verschlimmerten allezeit die Verstopfung und die Schmerzen und verursachten oft eine tympanitische Auftreibung des Unterleibes. Alles dies hatte inzwischen keinen Einfluß auf den Blutumlauf. Auch hoben Purgiermittel diese Beschwerden mehrentheils bald, wobei sich aber die Neigung zur Unverdaulichkeit, zu Blähungen und Verstopfungen vermehrte.

Ein halb Jahr vor seinem Tode ward der Anfall bald nach einer starken Mahlzeit so heftig, daß man Darmentzündung fürchtete, und von dieser Zeit an verursachte jede feste Speise mehr oder weniger schnell oder langsam ein Aufstossen und eine Auftreibung des Unterleibes, und der Abgang der Winde hielt sehr schwer, wenn er aber reichlich geschahe, so schafte er viel Erleichterung. Purgiermittel leisteten nicht mehr ihre gewöhnlichen guten Dienste und nur Klystiere erleichterten den Zustand. Krampfstillende Mittel, besonders die Asa fœtida vermehrten die Auftreibung. Obgleich die Eslust sehr gut war, so konnte doch nur strenge Diät den Zustand erträglich machen. Es kam endlich selten mehr zu Kolicken, aber der Leib senkte sich nicht mehr völlig und blieb mehr oder weniger gespannt.

In diesem Zustande sahe ich den Kranken etwa vier Wochen vor seinem Tode. Die strenge Diät, die er

zu halten gezwungen war, hatte ihn entkräftet und mager gemacht, aber es war keine Spur von Fieber da, und die Erfahrungen, die ich von der Windsucht hatte, zusammengenommen mit seinen ehemaligen Hämorrhoidal-Beschwerden und Kolicken, führten mich auf die Vermuthung, daß die nächste Ursache der Krankheit eine Anhäufung des Blutes im Pfortadersystem sei. Und ob ich gleich den Kranken nicht mehr für heilbar hielt, so glaubte ich doch, daß Befreiung und Eröfnung des Pfortadersystems den Kranken erleichtern könne. Ich ließ daher Blutigel am Mastdarm setzen und gab gelinde resoluentia antiphlogistica. Aber obgleich zuweilen der Zustand erträglich war und Schein von Besserung gab, so sank er doch immer wieder zurück. Der Unterleib trieb immer mehr auf und man verspürte einiges Schwappern. Obgleich kein Fieber da war, so nahmen der Körper und die Kräfte doch wegen Mangel der Nahrung ab. Die wenige Speisen, die der Kranke genoß, die aber durch die Kunst ausgeleert werden musten, waren inzwischen verdaut.

Vierzehn Tage vor seinem Tode wurde die Auftreibung des Unterleibes ausserordentlich stark und schmerzhaft, er klagte über Fühllosigkeit des linken Schenkels, hatte einen unordentlichen, aussetzenden, kleinen und etwas harten doch nicht geschwinden Puls, zehrte ab ohne kolliquativische Ausleerungen und starb bei völligem

Ge-

Gebrauch seiner Geisteskräfte. Wenige Tage vor seinem Tode gingen Weintraubenkerne, Krammetsvögelknochen von ihm, die er ein halb Jahr vorher gegessen hatte.

Bei Eröfnung des Unterleibes fiel zuerst der Grimmdarm in die Augen, der in allen seinen Theilen wie ein Schlauch bis zur Dicke des stärksten Mannsarms vom Winde ausgedehnt und so dünne war, daß er einer Fischblase glich. Er füllte die Bauchhöle so aus, daß dies allein die tympantische Auftreibung des Unterleibes verursacht hatte. Die Ursache von allem diesem war eine ringförmige Verhärtung und Verengerung des dicken Darms, wo das römische S. in den geraden Darm übergeht. Diese Verengerung ließ kaum einen Federkiel hindurch und war in der innern Fläche eiternd. Die dünnen Gedärme lagen am Rückgrad zusammengedrängt, und die übrigen Eingeweide waren völlig gesund. In der Höhle war etwas Wasser enthalten.

Die Hauptursache des Todes war wohl Erschöpfung der Kräfte wegen Mangel der Nahrung. Die Entzündung war vielleicht nicht lange vor dem Tode entstanden.

Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß diese Verengerung des Darms durch eine Stockung des Blutes in den Hämorrhoidal-Gefäßen veranlaßt worden sei.

XXVI. Nach-

XXVI.

Nachtrag zur Würkung der fixen Luft in der Phthisi pituitosa.

Unter denen im Charité-Lazareth befindlichen Schwindsüchtigen fanden sich diesen März 1783 zwei, bei denen ich die fixe Luft mit Nutzen anwenden zu können hoffte.

Der erste war ein Mann von 40 Jahren, der im vorigen Jahre ein Catarhalfieber, wahrscheinlich die sogenannte Influenza, gehabt hatte, nach dem ein eiterähnlicher Auswurf und ein schleichendes Fieber zurück geblieben war.

Es wurden ihm täglich dreimal ein Skrupel von der Bittersalzerde und gleich nachher einige Löffel voll Weinessig gegeben. Aber kaum war des Mittel zwei Tage hindurch gebraucht worden, als der Auswurf mit starker Beklemmung der Brust aufhörte und zugleich der Puls alle 5 bis 7 Schläge aussetzte. Wir musten daher von dem Mittel abstehen, und durch expectorantia den Auswurf wieder herzustellen suchen.

Wahrscheinlich war hier also schon würkliche Exulceration und Zerstörung des Gewebes der Lungen, wo mir das Mittel nie gute Dienste geleistet hat.

Der andere Kranke war 24 Jahr alt, und hatte vor einigen Monaten ein anhaltendes Fieber gehabt, nach dem ihm der eiterähnliche Auswurf und ein schleichendes Fieber zurück geblieben waren.

Nach-

Nachdem der Kranke das Mittel 4 Tage lang auf eben gedachte Art genommen hatte, minderte sich schon der Auswurf mit Verbesserung aller Umstände. Nach und nach hörte das Fieber auf, er nahm an Kräften zu, und nachdem er das Mittel etwa 20 Tage lang gebraucht hatte, wurde er gesund und munter entlassen.

XXVII.

Nachtrag zum Kindbetterinnen-Fieber.

a.

Eine Frau von 29 Jahren kam im achten Monate ihrer ersten Schwangerschaft in die Charité. Sie klagte über öftere Schmerzen im Leibe, hatte oft Kongestionen nach den Kopf und öfteres Nasenbluten, und ein Asthma mit einem schleimichten Auswurfe.

Sie hatte nie ihre Menses gehabt und war zugleich sehr zur Verstopfung des Leibes geneigt. Hieraus erklärten sich zum Theil ihre Zufälle, die auch durch Aderlässe und gelinde Laxanzen gemindert wurden, ausser daß sie etwas engbrüstig blieb, und der Puls bis zu ihrer Entbindung immer etwas hart und nie ganz ruhig war.

Den 7. März bekam sie Wehen, und die Wässer gingen denselben Tag verstohlen weg. Das Becken war unten etwas zu enge.

Da den 8. März der Puls hart war, so wurde eine Aderlaß vorgenommen, worauf sich der Muttermund erweiterte, und man eine Queerlage des Kindes fand.

Den 9. des Morgens wurde durch die Wendung ein Knabe entbunden, der nur einige Stunden lebte und es zeigte sich, daß noch ein Kind vorhanden war, der natürlich kam und noch lebt. Die Nachgeburt, welche nicht doppelt, sondern nur einfach war, ging eine Stunde nachher freiwillig ab. Der Puls war noch härter als zuvor und die Wöchnerin klagte über Schmerzen in den innern Geburtstheilen. Es wurde daher nochmals zur Ader gelassen und Salpeter in Haberschleim gegeben.

Den 10. März. Die Nacht war der Schlaf unruhig gewesen, die Schmerzen vermehrten sich, die Lochia liessen nach, der Puls war immer noch hart und wurde geschwinder. Es wurde noch ein Pfund Blut aus der Ader gelassen, der Salpeter fortgesetzt, der Unterleib wie gewöhnlich inungirt, und zur Beförderung der Geburtsreinigung, alle 3 Stunden 15 Gran Weinsteinsalz und hinterher etwas Weinessig gegeben.

Den 11. März. Die Nacht war wieder unruhig gewesen und ihr gewöhnlicher Zufall vermehrte die Schmerzen im Unterleibe. Des verschlossenen Leibes wegen wurde etwas Glaubersches Salz gegeben, wonach einige Stuhlgänge erfolgten und die Lochia wiederum

flossen

flossen. Demungeachtet vermehrten sich das Fieber und die Schmerzen und es wurden daher noch acht Unzen Blut abgelassen und ein Blasenpflaster auf den Unterleib gelegt.

Den 12ten März. Obgleich die Nacht wiederum unruhig gewesen war, so hatte sie doch diesen Morgen weniger Schmerzen, die Lochia flossen, sie hatte einen freiwilligen Stuhlgang und expecktorirte ohne viele Mühe einen dicken Schleim. Aber es zeigte sich keine Milch in den Brüsten. Der Puls war weniger voll, aber doch nicht weich. Zugleich fand sich ein übler Geschmack im Munde ein, und die Zunge wurde unrein, war aber feucht, welches sie auch bis ans Ende blieb. Diese Umstände gaben mir einige Hoffnung. Ich glaubte, daß die reizende Materie nun turgire und gab etwas von der Aqua bened. Rul. worauf sie auch viel Galle wegbrach. Die Nacht wurde, weil der Geschmack faul blieb, das mit Zitronensäure gesättigte Weinsteinsalz gegeben, aber sie blieb unruhig und delirirte im Schlummer.

Den 13ten März. Der Puls war nun klein und geschwinde, und die Schmerzen nicht mehr so tief im Becken, sondern durch den ganzen Unterleib verbreitet, der nun auch aufgetrieben wurde. Die Lochia flossen nun weißlicht, und es war durch kein Saugen und Pumpen Milch aus den Brüsten zu ziehen. Bis dahin konnte ich die Krankheit für nichts anders, als für eine Entzündung der innern Geburtstheile halten, aber ich sahe

nun wohl, daß ein wahres Kindbetterinnenfieber da war. Da die Zunge immer noch sehr unrein und der Geschmack faul war, so blieb mir nichts anders übrig, als die letzte Hülfe von der Wiederholung des Brechmittels zu erwarten. Es wurde eine halbe Unze von der Aqua bened. Rul. gegeben, wonach sie sich aber gar nicht erbrach, sondern 4 bis 5 gallichte Stuhlgänge hatte.

Den 14ten März. Der Puls wurde kleiner und geschwinder, der Geschmack blieb faul. Die Lochia flossen sehr stark und sahen wie Eiter aus. Auch hatte sie einige freiwillige Stuhlgänge von einem eiterartigen Schleim. Aber der Leib blieb eben so ausgedehnt, als zuvor, und sie brach das mit Zitronensäure gesättigte Weinsteinsalz weg.

Den 15ten März. Der Puls sank immer mehr und die Extremitäten wurden kalt, und ob sie gleich auf meine Fragen gehörig antwortete, so phantasirte sie doch im Schlummern. Das Othemholen wurde ängstlicher. Die dünnen Stuhlgänge waren immer noch mit obengedachtem Schleim vermischt. Der Geschmack blieb übel.

Den 16ten März des Morgens wurde sie mit einemmale munter, richtete sich auf, und sprach ganz vernünftig. Dieser Zustand dauerte etwa eine Stunde lang, als sie wieder in den vorigen zurückfiel. Mit dem Stuhlgange ging ein Spulwurm ab.

Den 17ten starb sie, als mit dem Anfange des neunten Tages nach der Entbindung.

Als

Als wir die Brüste des Leichnams durchschnitten, sprützte uns, zu unserer Verwunderung Milch entgegen, die doch vorher durch kein Mittel herauszubringen war. Vermuthlich war diese Absonderung erst kurz vor dem Tode und mit der Nachlassung der Krämpfe geschehen, welches mir um so wahrscheinlicher war, da sie gar nicht, wie ich es sonst gefunden hatte, verdorben und eiterartig, sondern von ziemlich gutem Ansehen war.

Als wir die Brust geöffnet hatten, fanden wir die Lungen fast überall, mit dem Rippenfell, dem Zwerchfell und dem Mittelfell verwachsen, woraus sich denn die Engbrüstigkeit und auch mit Wahrscheinlichkeit die fortdauernde Härte des Pulses erklärt. Zugleich fand sich auch etwas weniges Eiter in der linken Brusthöhle. Aber ob ich gleich nirgends Spuren einer Entzündung fand, wovon es die Folge hätte seyn können, so will ich doch nicht entscheiden, ob es eine Absetzung milchichter Feuchtigkeit gewesen sei oder nicht.

Bei der Oeffnung des Unterleibes zeigte sich das gewöhnliche Eiter, nur mit dem Unterschiede, daß keine Jauche vorhanden war, sondern nur das Bauchfell und die Eingeweide mit einem dicken gallertartigen Eiter überzogen waren, so daß die Theile untereinander zusammenklebten. Aus der rechten fallopischen Röhre ließ sich ein ähnlicher Eiter herausdrücken. Der Uterus hatte sich gehörig zusammengezogen, und

keine Spur von Entzündung. Die dünnen Gedärme sahen hin und wieder etwas entzündet aus. Die Leber war ziemlich groß und von blasser Farbe, so wie die Gallenblase eine dünne, braune Feuchtigkeit enthielt.

Die prädisponirende Ursache dieses Fiebers scheint mir der Mangel der monatlichen Reinigung gewesen zu seyn, und daß sie diese nie gehabt habe, versicherte sie auf Befragen noch zwei Tage vor ihrem Tode. Man weiß, in welchem besondern Zusammenhange die inneren Geburtstheile mit den Brüsten stehen, und vielleicht erfolgte die Milchabsonderung in den Brüsten aus eben den Ursachen nicht, aus welchen die monatliche Reinigung beständig zurückgehalten worden war. Es fehlte vermuthlich nicht nur an der Kongestion der lymphatischen Feuchtigkeit nach dem Brüsten, sondern auch an Stoff zu Milch überhaupt, woraus sich denn auch ergiebt, warum keine in der Höhle schwimmende Feuchtigkeit angetroffen wurde.

b.

Eine Frau von 36 Jahren, die schon oft gebohren und sich während ihrer Schwangerschaft über nichts beklagt, aber doch ein erdfahles gelbes Ansehen hatte, wurde den 26sten März 1783 des Morgens von einem Mädchen natürlich und leicht entbunden, die Nachgeburt ging freiwillig ab und die Wöchnerin befand sich diesen Tag recht wohl.

Den

Den 27sten gegen Abend fand sich etwas Fieber ein, wobei die Brüste anschwollen und die Geburtsreinigung fortging, so daß man es mit Recht für bloßes Milchfieber halten konnte.

Den 28sten besuchte sie ihr Mann, über den sie sich, weil er besoffen war, sehr ärgerte. Bald nachher wurde ihr Leib aufgetrieben und schmerzhaft, weswegen der Unterleib sogleich mit dem linim. antispast. inungirt, und, weil sie seit der Entbindung noch keine Leibesöffnung gehabt hatte, ein erweichendes Clystier und innerlich einige Quentchen Glauberſches Salz gegeben wurde. Sie säugte inzwischen ihr Kind fort, und die Lochia gingen. Aber das Fieber nahm mit einem kleinen gespannten Pulse zu.

Den 29sten war der Unterleib schmerzhafter und aufgetriebener als vorher, es fehlte an Milch in den Brüsten, die Lochia hörten fast ganz auf, und die Zunge war nur mit wenigem Schleim bedeckt, aber zum Trokenwerden geneigt. Da sie diesen Vormittag einen freiwilligen gallichten Vomitum hatte, so wurden, um diese Neigung der Natur zu unterstützen, drei Quentchen von der Aqua bened. Rul. gegeben, welche aber für jetzt kein weiteres Erbrechen bewürkten. Sie bekam nun das mit Weinessig gesättigte Laugensalz. In der Nacht stellte sich wiederum des Erbrechen ein, und sie brach zwei Spulwürmer und wenig Galle weg. Dabei war sie sehr unruhig.

Den 30sten gegen den Morgen sank der Puls, sie fing an zu deliriren, das Othemholen wurde ängstlich, die Extremitäten wurden kalt, und sie starb gegen den Abend, den fünften Tag nach der Entbindung.

Die Haut war mit blauen Flecken besäet, die erst nach dem Tode zum Vorschein kamen und von Fäulniß zeugten.

In den Brüsten war bei der Durchschneidung derselben keine Milch zu finden.

Im Unterleibe fand ich die Leber sehr klein und von weisser Farbe, aber alle Gedärme und sogar das Bauchfell höchst entzündet. Die Höhle enthielt über ein Quart eines blutigen Wassers, worin hin und wieder grosse Klumpen des gewöhnlichen Eiters schwammen.

Wem dieser Fall einzeln vorgekommen wäre, würde sich schwer entschlossen haben, dies eine Milchversetzung zu nennen. Aber die mit der Aufschwellung des Unterleibes verhältnißmässige Abnahme der Milch in den Brüsten, die grossen Klumpen käsichten Eiters und besonders die Entzündung des Bauchfelles, aus welchem nicht selten die milchichte Feuchtigkeit herausschwitzt, überzeugen mich mit Gewisheit, daß die Ursache der Entzündung die Absetzung der Milch dahin gewesen sei.

Uebrigens hatte das Fieber, obgleich die Gelegenheits-Ursache ein Aerger war, die Natur der jetzt grassirenden, die eine grosse Neigung zur Fäulniß haben. Die grosse Auflösung der Säfte war vermuthlich Schuld,

daß

daß Blut in die lymphatischen Gefässe der Gedärme und von da in die Bauchhöhle gedrungen war.

c.

Ein Frauenzimmer von 20 Jahren, die zum erstenmale schwanger war, bekam den 24sten März 1783 Geburtswehen, und zu gleicher Zeit Schmerzen im Kopf und im Halse, mit beschwerlichem Schlingen und einem geschwinden und etwas vollen harten Pulse. Es wurde ihr daher zur Ader gelassen.

Den 25sten bekam sie ein freiwilliges Erbrechen mit öfteren Ohnmachten. Aber sie hatte weder unreine Zunge, noch üblen Geschmack im Munde.

Den 26sten des Mittags erfolgte die Entbindung ganz natürlich. Aber sie fieberte fort und brachte die Nacht sehr unruhig zu.

Den 27sten war der Puls voll und etwas hart, der Leib schmerzhaft und die Zunge mit einem dicken gelben Schleime belegt. Es wurde ihr daher nochmals die Ader geöffnet und bald nachher eine halbe Unze von der Aqua bened. Rul. gegeben. Aber sie erbrach sich nicht und es erfolgten blos einige stinkende Stühle. Gegen den Abend fanden sich rosenartige Flecken an den Extremitäten.

Den 28sten ging die Geburtsreinigung nur wenig, aber es kam keine Milch in die Brüste. Der Geschmack war faul und der Puls schwach. Der fortdauernden

Leibschmerzen wegen wurde das gewöhnliche Liniment angewandt, und des faulen Geschmacks wegen ein Brechmittel gegeben, aber sie brach auch nach einer Unze Rulandswein nicht. Da sich ein Sopor einzustellen anfing, so wurden Blasenpflaster im Nacken gelegt und innerlich die Mixt. diaphor. gegeben. Die Nacht delirirte sie zuweilen.

Den 29sten des Morgens bekam sie bei kalten Extremitäten ein freiwilliges Erbrechen von grünspanähnlicher Galle. Man stillte dies Brechen durch Hoffmanischen Liquor und durch Reiben der Extremitäten mit Wein. Die Lochia hörten nun ganz auf und die rosenartigen Flecken waren ganz verschwunden. Ich ließ alle Stunden einen Gran Kampher nehmen. Die Nacht war sehr unruhig.

Den 30sten des Morgens zeigten sich die Vorboten des Todes und sie starb den siebenten Tag der Krankheit und den fünften nach der Entbindung.

Ihr Kind wurde den dritten Tag nach der Geburt gelb, bekam den Jammer und starb.

Bei der Leichenöffnung fand man beinahe ein Quart eines grünlich gefärbten Serums, worin, wie im obigen Falle, Klumpen Eiter schwammen. Die Eingeweide waren gesund und nur die Franzen der Eyerstöcke etwas entzündet. In den Brüsten war gar keine Milch.

Auch hier war die Absetzung der Milch und folglich das Kindbetterinnen-Fieber durch das epidemische Fieber verursacht worden. Wahrscheinlich hatten die lymphatischen

tischen Gefässe grüne Galle eingesogen, und dadurch die Lymphe gefärbt.

d.

Ein Frauenzimmer von 26 Jahren, und gesunder starker Leibesbeschaffenheit war zum erstenmale schwanger und wurde den 12ten März 1783 von einem starken Kinde natürlich entbunden. Gleich nach der Entbindung erfolgte ein starker Blutfluß, der auch noch fortdauerte, nachdem die Nachgeburt schon weggenommen war und nur durch kalte Umschläge auf den Unterleib gestillt werden konnte.

Den 13ten befand sie sich recht wohl, sie bekam Milch in den Brüsten und säugte ihr Kind. Die Geburtsreinigung floß gut.

Den 14ten bekam sie einen Besuch von ihren Verwandten, die ihr unangenehme Dinge hinterbrachten, worüber sie sich sehr ärgerte. Bald darauf stellten sich fieberhafte Bewegungen ein.

Den 15ten dauerte das Fieber immer noch fort. Inzwischen flossen die Lochia gut und sie hatte reichlich Milch in den Brüsten. Man gab ihr etwas Glaubersches Salz, welches einige Stuhlgänge bewürkte.

Den 16ten war der Puls immer noch fieberhaft. Es wurde die Mixt temp. gegeben.

Den 17ten war der Puls etwas hart und man ließ daher zur Ader. Uebrigens waren alle Umstände noch

gut. Die Lochia flossen, Milch war reichlich vorhanden, sie klagte nicht über Leibschmerzen, die Zunge war rein und feucht, und der Geschmack im Munde ganz natürlich. Aber der Puls blieb fieberhaft.

Den 18ten änderte sich nichts und man setzte die kühlenden Mittel fort.

Den 19ten fand sich ein Durchfall ein, wobei aber doch die Haut feucht blieb. Da die Stühle gallicht waren und die Lochia zu fliessen aufhörten, so wurden Rhabarbarina gegeben. Den Abend nahm das Fieber zu und sie fing an, irre zu reden. Es wurden daher zwei Blasenpflaster gelegt.

Den 20sten verging die Milch, und es war um so schwerer, sie in den Brüsten zu erhalten, da das Kind die Warzen so zu sagen abgesogen oder vielmehr abgekniffen hatte. Es wurde das mit Essig gesättigte Laugensalz gegeben.

Den 21sten waren die Stühle weiß und schleimicht, und da die Kräfte dabei abnahmen, so wurden von Zeit zu Zeit einige Gran von der Mass. pil. de Cynogl. gegeben.

Den 22sten fanden sich eiterichte Lochia, und der Durchfall dauerte fort. Der Leib war etwas aufgetrieben, aber unschmerzhaft. Daß die Milch nach den Unterleib gegangen war, bezweifelte ich gar nicht mehr. Inzwischen glaubte ich, daß keine Ergießung in den Unterleib erfolgen, sondern daß die in den lymphatischen Gefäßen der Gedärme stockende Feuchtigkeit durch die

Lochia

Lochia und durch den Durchfall werde ausgeführt werden. Des entkräftenden Durchfalls wegen gab ich aber doch einen Gran Mohnsaft mit eben so viel Kampher, worauf auch die Stühle sich verminderten, und die Ausdünstung mässig fortdauerte.

So wurde die folgenden Tage fortgefahren und zugleich dünne Fleischbrühe und Wein zur Unterstützung der Kräfte gegeben. Die Umstände blieben dieselben.

Den 27sten fing die Zunge an trocken zu werden und den 28sten gingen Spulwürmer ab, worauf ich nun auch bald die Nachricht ihres Todes befürchtete. Sie fing auch bald darauf an, irre zu reden, der Puls sank, die Exkretionen erfolgten unwillkührlich und wurden nun mit einenmale grasgrün und sie starb den 29sten als den 18ten Tag nach der Entbindung und den 16ten Tag der Krankheit.

Bei der Eröffnung des Unterleibes fand man die Eingeweide desselben gesund. Nur das Ileum war an einigen Stellen etwas entzündet. Im leeren Darm war grüne Galle enthalten, der Darm selbst aber gar nicht entzündet. Die Gallenblase war ganz leer, und vermuthlich war diese Ausleerung kurz vor dem Tode durch Nachlassung des Krampfs geschehen. In der Bauchhöhle waren nur einige Unzen klares Serum befindlich, und es fand sich nichts von den gewöhnlichen Eiterklumpen.

Daß

Daß hier eine Absetzung der Milch nach den Gedärmen geschehen war, erweisen die Zurücktretung der in den Brüsten befindlichen Milch, die darauf erfolgte Auftreibung des Unterleibes und die mit Euphorie erfolgenden Ausleerungen einer weissen Feuchtigkeit durch den Mastdarm und durch den Uterus. Der Tod war wohl eine Folge des Fiebers, welches die faulartige und gefährliche Natur der epidemischen Konstitution hatte, und sie würde unter einer andern günstigern Konstitution höchst wahrscheinlich so, wie ich schon Fälle von der Art angezeigt habe, durch die Ausleerungen der abgesetzten Feuchtigkeiten gerettet worden seyn.

Unterschiedene andern Wöchnerinnen, die sehr gefährlich danieder lagen und hauptsächlich durch die epidemische Konstitution litten, sind genesen. Aber es ist auch keine Milchversetzung erfolgt.

D. Heim,

D. Heim,

Hofrath und Stadt-Physikus zu Spandau,

medicinische Erfahrungen.

I.

Von einem Kinde, welches vom Genuß des Saamens vom Stechapfel (Datura Stramonium L.) starb.

Den 16sten Sept. 1781 des Vormittags habe ich ein Kind von anderthab Jahre, welches den Abend zuvor mit dem Saamen des Stechapfels gespielt und verschiedene davon in den Mund genommen und herunter geschluckt hatte und 6 Stunden darauf verschieden war, besichtiget und zergliedert.

Nach Aussage der Mutter des Kindes, ist es eine Stunde darauf, nachdem es den Saamen verschluckt hatte, ganz steif geworden, so daß man auch keinen Fuß oder Arm an demselben hat bewegen können. Diese Steifigkeit hat nach und nach nachgelassen, und ein Erbrechen sich eingefunden, wobei verschiedene Kör-

ner des Saamens vom Stechapfel zum Vorschein gekommen sind. Die Mutter, die nicht geglaubt hatte, daß ihr Kind in Gefahr sei, hat ihm warme Milch zu trinken gegeben, worauf es sich auch zu verschiedenen malen erbrochen, sich nachher ganz ruhig verhalten und feste zu schlafen geschienen hat. Gegen Mitternacht hat es angefangen zu röcheln, ein blutiger Schaum ist ihm vor den Mund gekommen, die weisse Gesichtsfarbe hat sich in eine dunkelbraune verwandelt, und kurz darauf ist es ohne alle Zuckungen und irgend eine Bewegung des Körpers verschieden. Am Leichnam bemerkte ich äusserlich den Unterleib sehr stark aufgetrieben, und diesen sowohl als alle Gliedmassen, besonders die Lenden hatten ausserordentlich viele braune Streifen, das Gesicht war ganz dunkelbraun, und an den Mund stand ein blutiger Schaum. Bei Eröfnung des Unterleibes fand man in dessen Höhle ungemein viel gelbes Wasser und sämtliche Gedärme waren stark von Luft ausgedehnet. Weder der Magen noch die Gedärme waren im mindesten entzündet. Nachdem ich den Magen und Gedärme geöfnet hatte, fand ich weder im erstern, noch in den dünnen Gedärmen von dem erwähnten Saamen nur ein Korn, im Blind- und Grimdarm aber zeigten sich deren einige 20 Stück, von denen die meisten noch unreif aber vollkommen unbeschädigt waren, und mehr grün als schwarz aussahen. An der Leber und Milz waren eben

solche

solche braune Streifen, als an der äussern Fläche des Körpers zu sehen. Von der Lunge in der Brust konnte man nicht sagen, daß sie entzündet sey, allein eben solche braune Streifen waren gleichfals daran zu sehen. Der Herzbeutel enthielt vieles Wasser, das Herz selbst war welk und in diesem so wohl als in allen Blutgefässen, sahe man kein geronnenes sondern dünnes flüssiges Blut. Den Kopf zu öfnen, wurde von den Aeltern des Kindes nicht erlaubt.

Aus diesem Fall erhellet, daß der Saamen des Stechapfels mit dem Mohnsaft fast gleiche Würkung habe. Er verursacht, wenn man zu viel davon zu sich nimmt, gleich diesem, Erbrechen, Betäubung des ganzen Körpers und Schlaf. Er löst das Blut auf, welches die braunen Streifen, die sich auf der Oberfläche des Körpers und der innern Eingeweide vorfanden, wie nicht weniger das höchst flüssige Blut im Herzen und sämtlichen Blutgefässen, der blutige Schaum vor dem Munde, und vermuthlich auch die Menge Wassers im Unterleib beweisen. Alle diese heftige und schleunige Wirkungen werden bloß und allein durch die Ausdünstung dieses Saamens hervorgebracht, da jedes Korn, welches ich in den Gedärmen fand, noch ganz und vollkommen unbeschädiget war. Als etwas sonderbares scheint mir in diesem Fall zu seyn, daß, ohnerachtet der stark betäubenden Eigenschaft dieses Saames, derselbe in so kurzer Zeit vom Magen bis in den Blind- und Grimdarm

hat

hat kommen können. Wenn die Aeltern des Kindes gleich bei mir Hülfe gesucht hätten, würde ich ein gelindes Brechmittel, und wenn dieses seine Würkung gethan hätte, eine gute Portion verdünnten Essig zum Trinken verordnet haben.

II.

Von einer besondern blasichten Nachgeburt.

Eine arme Soldatenfrau 44 Jahre alt, von schwächlicher Leibesbeschaffenheit befand sich im 3ten Monat der Schwangerschaft. Sie hatte zuvor schon 7 vollkommene Kinder gebohren, kein Kind aber ohne 3 tägige heftige Wehen zur Welt bringen können, so daß auch 4 davon in der Geburt selbst hatten sterben müssen. Diese Frau bekam ein starkes Flußfieber. Am 9ten Tag der Krankheit fing ihr der Unterleib zu schwellen an, und diese Geschwulst nahm so zu, daß nach Verlauf von 2 Tagen der Unterleib so ausgedehnt und hart wurde, als er nur immer bei einer Frau, die sich im 8ten Monat der Schwangerschaft befindet, seyn kann. Am 12ten Tag der Krankheit stellten sich ordentliche Wehen ein, der Muttermund öfnete sich, und nun gingen nach und nach doch ohne alle Schmerzen beinahe 2 hier gebräuchliche Eimer voll kleiner zusammenhängenden weisser durchsichtiger

tiger Blasen (hydatides) mit etwas Blut vermischt, ab, so, daß nach zwei Tagen, als am 14ten der Krankheit, der ganze Unterleib seine natürliche Ausdehnung wieder erhalten hatte. Ohnerachtet aller Mühe, eine Frucht unter diesen Blasen zu finden, so glückte es mir doch nicht; indessen ist wohl kein Zweifel, daß wirklich eine da gewesen sey, und daß diese Blasen in den Gefässen des Mutterkuchens ihren Ursprung genommen und von ihnen gebildet worden sind.

Das merkwürdigste bei diesem Fall scheint mir die geschwinde Entstehung und die ausserordentliche Menge dieser Blasen zu seyn. Nach sechs Wochen war die Frau wieder gesund, blieb aber doch immer schwächlich. Ein Jahr nachher bekam sie einen Blutfluß aus der Mutter, der anhielt, und zu dem sich ein schleichendes Fieber vergesellschaftete, so, daß sie ein viertel Jahr darauf, aller angewendeten Mittel ohnerachtet, an der Auszehrung ohne Husten starb.

III.

Von der Wirkung des neuen schlesischen Mittels gegen den Biß wüthender Thiere.

Den 8ten Juni 1778 des Abends kam mir bei ein paar Eheleuten, wovon der Mann neununddreißig und

die Frau vierzig Jahre hatten, welche beide von einem tollen Pferde an verschiedenen Stellen des Leibes stark gebissen worden waren, der erste Fall vor, von dem mir von E. hochpreißlichen Ober-Kollegio Medico zu Berlin vorgeschriebenen Electuario contra morsum animalium rabidorum Gebrauch zu machen. Dem Mann gab ich zwei Drachmen und der Frau eine halbe Drachme weniger in etwas Kirschwasser aufgelößt davon ein, ließ sie der Verordnung nach in zwölf Stunden nichts trinken, und vierundzwanzig Stunden lang fasten. Nachdem beide dieses Mittel ohngefähr neun Stunden bei sich gehabt hatten, bekamen sie, doch der Mann mehr als die Frau, die heftigsten Leibschmerzen, so daß der Mann mir sagte, er müßte wohl den Brand im Leibe haben.

Des Morgens als ich den Urin besahe, war er von beiden stark mit Blut vermischt, und hatten sie bei Lassung desselben sehr brennende Schmerzen empfunden. Ich verordnete zum Getränke Habergrütze mit einer guten Portion Arabischen Gummi vermischt, wonach sich die Schmerzen und das Blutharnen legten, so, daß sie den folgenden Tag, nachdem sie die beide Nächte hindurch ungemein stark geschwitzt hatten, von innerlichen Schmerzen frei waren. Die Wunden wurden gehörig verbunden, und auch die Kleinste nicht unter vier Wochen zugeheilt. Seit vier Jahren befinden sich diese Leute gesund und wohl. Von dem nemlichen Pferde

wur-

wurden auch noch sechs andere Pferde, verschiedene Ochsen und über sechszehn Schweine manche mehr manche weniger gebissen, welchen allen von der vorerwehnten Lattwerge die vorgeschriebene Portion gegeben wurde, keines davon aber ist nach der Zeit krank oder toll geworden.

Den 17ten Julius dieses nemlichen Jahres hatte ich die zweite Gelegenheit, dieses Mittel gebrauchen zu lassen. Es wurde nemlich an diesem Tage des Morgens allhier auf dem Kietz des Herrn Holz-Inspektor Blumenmeyer jüngste Tochter, ein Kind von sieben Jahren, von einem fremden Hund in den rechten Zeigefinger und etwas über der Hand des rechten Arms gebissen. Beide Wunden waren sehr geringe, so, daß letztere nur etwas blutete. Die Aeltern hatten den beschädigten Arm sogleich mit warmen Weinessig gewaschen. Ohnerachtet jedermann, der den Hund gesehen hatte, glaubte, er sey nicht toll, so erfuhr ich doch, daß noch ein Mann und ein Kind nebst zwei andern Hunden von ihm gebissen worden wären, welches mich bewog, den Herrn Blumenmeyer zuzureden, das schlesische Mittel zu gebrauchen. Da ich im ersten Fall so heftige Wirkungen von diesem Mittel gesehen hatte, so war ich furchtsam, dem Kinde ʒß–ʒij. davon zu geben. Ich gab ihr also nur ein Skrupel mit etwas Wasser aufgelößt. Wegen des heftigen Durstes und Trockenheit im Munde hatte das Kind sich nur neun Stunden lang des Trin-

kens enthalten können. Die Nacht darauf hatte sie ziemlich ruhig gelegen, und heftig geschwitzt, des Morgens aber über Schmerzen im Unterleibe und grosse Ueblichkeiten geklagt, welche sich jedoch gegeben, nachdem sie sich zu verschiedenemalen erbrochen gehabt. Auf die wunde Stelle ließ ich einen Schröpfkopf setzen, und nachher auch auf den Zeigefinger ein spanisches Fliegenpflaster legen. Ich bat die Aeltern die durch die spanische Fliege gemachte Wunde unter vierzehn Tage bis drei Wochen nicht zuheilen zu lassen, allein da das Kind über Schmerz geklagt hatte, hatten die Aeltern die Pflaster weggenommen und schon den zweiten Tag dem Chirurgo seinen Abschied gegeben. Die Aeltern hatten das Kind sehr lieb, wollten nicht glauben, daß der Hund, der es gebissen hatte, toll gewesen sei, und waren empfindlich darüber, daß ich das Kind mit dem schlesischen Mittel und dem spanischen Fliegenpflaster ihrer Meinung nach vergebens gequält hatte. Ich mußte es also geschehen lassen, daß der Chirurgus seinen Abschied bekam und die Wunden bald zuheilten.

Dem zweiten Kinde, welches von dem nemlichen Hund über dem Knöchel des rechten Fusses stark gebissen worden war, da es ein schwächliches Kind und erst fünf Jahre alt war, gab ich bloß funfzehn Gran von dem Mittel. Es hatte diesen und die darauf folgenden Tage keine Schmerzen oder Ueblichkeiten

keiten bekommen. Auf die Wunde ließ ich einen Schröpfkopf setzen, und sie nachher unter drei Wochen nicht zuheilen, sondern täglich mit dem Ungu. basilic. das mit etwas spanischen Fliegenpulver vermischt war, verbinden.

Der Mann, der noch von dem nemlichen Hund bei Pichelsdorf in den Fuß, doch ohne, daß die Wunde geblutet hatte, gebissen worden war, hat sich den Fuß mit Brandwein gewaschen und sonsten nichts gebraucht. Den Hund des Herrn Blumenmeyers, welcher gleichfalls gebissen worden war, wollte ich so wie dem andern, der ʒiß von diesem Mittel ohne Schaden bekam, davon geben lassen, allein der Herr Blumenmeyer gab es nicht zu, weil er dem Hunde so sehr gewogen war, sondern ließ ihn acht Tage lang an der Kette liegen, und da er sich diese Zeit über gesund und munter befand, so ließ er ihn nachher wieder loß.

Der von mir vermeinte tolle Hund gehörte den Aeltern des zweiten Kindes, nemlich dem hiesigen Schiffer Perlewitz, zu, da er, nachdem er drei Leute und zwei Hunde an einen Morgen gebissen hatte, noch fraß und soff, so hielt ihn kein Mensch für toll, und ich war selbst darüber zweifelhaft. Demohnerachtet, so sehr auch der Besitzer dawider war, bestand ich darauf, der Hund müsse todtgeschlagen werden, welches denn auch auf Befehl des hiesigen Magistrats geschahe.

Um das folgende desto richtiger beurtheilen zu können, so verdient die Geschichte dieses Hundes einen Platz hier. Er war ein kleiner brauner Hund, den der Schiffer Perlewitz vor einem halben Jahr zu Krossen jung aufgezogen, und nachher mit hieher gebracht hatte. Der sogenannte Wurm ist ihn nicht geschnitten worden. Beim Auszug des hiesigen Regiments zu Felde, welches den 1sten Julius desselben Jahres geschahe, hat ihn ein Soldat mit sich genommen, und aller Wahrscheinlichkeit nach, mag er diesen bis nach Sachsen begleitet haben. Da es ihm auf dieser Reise nicht gefallen haben muß, ist er bei heisser Witterung zurückgekehrt, und hat sich den 17ten Juli des Morgens bei dem eine kleine halbe Meile von hier gelegenen Dorfe Pichelsdorf sehen lassen, und daselbst einen Mann auf dem Felde in den Fuß gebissen. Eines von den erstern Häusern des Kietzes, so am nächsten nach Pichelsdorf zu liegen, ist das, welches der Herr Blumenmeyer bewohnte. Hier ist er eingekehrt, und hat das oben erwähnte Kind, welches vor der Hausthüre auf einer kleinen Bank gesessen und ein Butterbrod in der rechten Hand gehalten, gebissen, worüber es sehr zu schreyen angefangen hat. Auf dieses Geschrei ist der Hund des Herrn Blumenmeyer herzugelaufen gekommen, hat sogleich auf diesen losgebissen, ist aber doch ohnerachtet seiner merklichern Grösse von diesem überwältiget worden. Von da hat er sich gerade nach der Stadt begeben, unterwegens in Beiseyn verschiedner Zu-

schauer

schauer einen andern Hund, der ihm eben im Wege gekommen, angefallen, und nachdem er sich mit ihm herumgebissen hatte, in die Stadt gelaufen, und in seine alte Wohnung zum Schiffer Perlewitz geeilt. Bei seinen alten Herrn, hat er sich sogleich nach dem Hof, wo er sich sonsten immer aufgehalten hatte, begeben, und war daselbst auf den Sohn des Wirthes, der auf der Erde gesessen, losgegangen, welcher aber, anstatt ihn freundlich zu bewillkommen, mit dem Fuß zurückgestossen, worauf dieser ihn so gleich in dem Knöchsel gebissen. Seinem alten Herrn, der sich über sein Zurückkunft gefreut, ihn mit der Hand gestrichen, und ihm zu fressen und zu saufen vorgesezt, wovon er auch genossen hatte, hat er unbeschädigt gelassen, und sich überhaupt den ganzen Tag über ruhig verhalten. Den darauf folgenden Tag hat man gleichfalls keine Tollheit an ihm wahrgenommen, so daß man es dem Perlewitz nicht gänzlich verdenken konnte, wenn er sich denseben Tag, als der Hund vom Abdekker todt geschlagen wurde, sich sehr widersetzte. Dieser ganze Vorfall, von dem man kaum einige Tage nachher noch sprach, würde gänzlich vergessen geblieben seyn, wenn nicht ohngefehr nach 7 Wochen, als den 31sten August das Kind des Herrn Blumenmeyer über grosse Mattigkeit in allen Gliedern und besonders über Schmerzen in dem gebissenen Arm zu klagen angefangen hätte. Den 1sten September, da es noch die nemlichen Beschwerden empfindet, giebt ihm die Mutter etwas Rhabarber

mit Kaffee. Nachdem es die Tasse halb ausgetrunken, weigert es sich, wieder seine Gewohnheit, da es sonsten immer jede Arzenei gerne zu sich genommen, das übrige zu trinken. Indessen auf gutes Zureden nimmt es das übrige vollends. Des Mittags kann es auf keine Weise dahin gebracht werden, etwas zu essen oder zu trinken. Den Nachmittag hat es zu verschiedenenmalen offenen Leib, und liegt meistens zu Bette und schläft. Den Abend bekomt es ausserordentliche Hitze, worauf die Aeltern mich rufen lassen. Nach 9 Uhr fand ich mich ein. Die Hitze war sehr heftig, der Puls schlug in einer Minute 160 bis 170 mal, das Kind schwitzte stark, holte ängstlich Odem, seufzte zum öftern, klagte aber über nichts als daß ihm der ganze rechte Arm bis an die Schultern schmerzte, und das Herz wehe thäte. Die Gesichtszüge sahen ganz ernsthaft, finster und zerstört aus, und ohnerachtet sie mit vieler Lebhaftigkeit und mit der größten Gegenwart des Geistes, auf alle an ihr gethane Fragen genau und richtig antwortete, so konnte ich sie doch auf keine Weise dahin bringen, so oft als ich auch sonsten mit ihr gescherzt hatte, mir ein freundliches Gesicht zu machen. Nach der Frage, ob sie nicht einmal trinken wollte, fing sie heftig und mit Ungestüm zu schreyen an, nein! nein! Die Zunge war ganz rein und feuchte, und im Schlund konnte ich keine widernatürliche Röthe oder Geschwulst gewahr werden. Da dies Kind seit des Vormittags nichts getrunken und sich noch zu trinken

wei-

weigerte, über Schmerzen im gebissenen Arm klagte, und eine so ausserordentliche Gegenwart des Geistes hatte, so war ich fast gewiß bei mir überzeugt, daß es von dem Biß des Hundes die Wasserscheu bekommen habe. Die Aeltern indessen schoben das nicht trinken wollen auf die Furcht für den Rhabarber, und da ich theils den Aeltern keine unglückliche Nacht machen, theils mich in meiner Behauptung nicht übereilen wollte, da mir die Aeltern als sehr empfindliche Leute bekannt waren, so verordnete ich nichts, und kam des andern Morgens um sechs Uhr wieder, das Kind zu sehen. Die Nacht über hatte es nicht geschlafen, aber stark geschwitzt. Zweimal hatte es zu trinken verlangt, aber jedesmal, als man ihm das Trinken gereicht, das Glas von sich gestossen. Die Gesichtszüge waren noch die nemlichen. Sie klagte über nichts als über Schmerzen im gebissenen Arm. Nun mußte ich mir die Gewalt anthun, den Aeltern die Krankheit ihres Kindes offenherzig zu sagen, und sie für die Gefahr derselben zu warnen. Der Vater war ziemlich gleichgültig bei dieser Nachricht, zog sie sehr in Zweifel und behauptete mit Zuversicht, das Kind würde ein Fluß- oder sonsten ein anderes Fieber bekommen. Die Mutter aber fing bitterlich zu weinen an, welches das Kind sehr beunruhigte, und die Mutter auf das umständigste und beweglichste bat, doch nicht zu weinen. Ich sagte ihr, die Mama würde nicht mehr weinen, wenn es nur ein ein-

zigesmal trinken wollte. So oft ich ihr dies sagte, so oft bekam ich zur Antwort: „ich kann nicht;“ und frug ich: warum können Sie nicht? so antwortete sie mit vielem Unwillen, ich weiß es nicht. Da die Mutter immer heftiger zu weinen fortfuhr und das Kind sahe, daß ihr Bitten die Mutter zu besänftigen nichts half, so sagte sie, sie wollte trinken, richtete sich eiligst im Bette in die Höhe, ergrif mit vieler Begierde das Glas, sezte es mit aller Geschwindigkeit an den Mund, biß ein Stück aus dem Glas heraus, und kaum hatte das Wasser die Lippen berührt, so stieß sie mit Entsetzen und einem tiefen Seufzer das Glas, welches ich auch hielt, von sich, sahe mich starr an, und warf sich gleich auf das Bette zurück und bat auf das beweglichste, man möchte nur kein Wort mehr vom Trinken reden. Bei dem Anblick eines Spiegels, den ich ihr vorhielt, machte sie allerhand verkehrte und häßliche Grimassen im Gesichte, und dann fing sie mit Ungestüm zu schreien an, ich sollte den Spiegel wegthun. — Ich ließ nun sogleich auf die Stellen des rechten Arms, wohin sie gebissen worden war, blutige Schröpfköpfe setzen, und nachher starke spanische Fliegenpflaster darauf legen. Den ganzen rechten Arm ließ ich auch noch mit Merkurialsalbe schmieren und reiben. Zu einem Klystier, in welches ich eine gute Menge Moschus gethan haben würde, war sie auf keine Weise zu bewegen. Um sie zum Erbrechen zu zwingen, ließ ich ihr einen Umschlag

von Landtoback auf die Herzgrube legen, allein er blieb nicht lange genug darauf liegen, um seine Würkung thun zu können. Des Mittags ist sie eingeschlafen, und nachdem sie gegen drei Uhr erwacht ist, hat sie auf Zureden ihres Vaters etwas Bierkalteschale, in welcher vieles Brod gewesen, zu sich genommen. Als ich den Abend dahin kam, erstaunte ich ganz über die Freude, die ich in einem jeden Anwesenden erblickte, und man gab es mir ziemlich deutlich zu verstehen, daß ich mich diesmal, in Ansehung der Krankheit des Kindes, betrogen hätte. Verschiedene Personen aus der Stadt hatten es des Nachmittags besucht und jedermann war der Meinung gewesen, daß die Krankheit keinesweges vom Biß des Hundes herrühre, sondern daß es wohl die Pocken werden würden. Zu dieser letzten Vermuthung gab ein Ausschlag auf dem ganzen Leibe, besonders aber auf dem Rücken die Gelegenheit. Er bestand in kleinen Blasen, von Grösse eines Senfkorns und noch grösser, enthielt eine fast milchweisse undurchsichtige Feuchtigkeit und stand auf keinem rothen Grunde. Dieser Ausschlag nun, den man übrigens schon manchmal bei der Hundstollheit beobachtet hat, und dann das Vorurtheil, daß bei dieser Krankheit der Mund trocken seyn müßte, welches hier der Fall nicht war, beruhigte die Aeltern vollkommen. Auch hatten sie die spanische Fliegenpflaster, die kaum zu würken angefangen hatten, abgenommen, um dem Kinde keine unnöthige

nöthige Schmerzen zu machen. Meine Vorstellungen, diese wieder aufzulegen, halfen nichts. So sehr als ich und die Aeltern das Kind baten, zu trinken, so trank es doch nicht, sondern schrie wie immer mit vielen Ungestüm — nein! nein! Beim Abschied gab ich den Aeltern den Rath, nicht zu sicher zu seyn und sich besonders zu hüten das Kind zu küssen. Die Nacht darauf soll es nicht geschlafen aber oft Bier getrunken haben. Des Morgens als der vierte der Krankheit, fand ich die Kleine noch unverändert. Sie sahe noch immer ganz finster und ernsthaft aus, der Puls schlug fast an 200 mal in einer Minute und so oft ich von Trinken vorsagte, schrie sie nein! nein! Nach meiner Abwesenheit soll sie mit dem Trinken einen halben Gran von Brechweinstein, den ich ihr verschrieben hatte, genommen, sich aber nicht darnach gebrochen, wohl aber sechsmal offenen Leib gehabt und des Mittags viel getrunken haben. Des Nachmittags fand ich sie noch immer wie zuvor, ausser, daß sie sehr schwitzte. Die Aeltern redeten ihr in meiner Gegenwart zu, doch zu trinken, weil ich sehr wünschte, sie selbst trinken zu sehen, allein sie trank nicht. Sie lag ganz stille, hatte ein ernsthaftes Gesichte, und bezeugte gar keine Neigung zum Sprechen, beantwortete aber übrigens die an ihr gethanen Fragen richtig. Unvermerkt, da sie ruhig und stille lag, war es nun Abend und dunkel geworden. Es wurde ein Licht ins Zimmer gebracht, und kaum

mochte sie den Schein davon wahrgenommen haben, als sie zu unser aller Erstaunen unter den heftigsten Zuckungen Kobolt auf Kobolt auf dem Bette zu schiessen anfing. Kaum war sie ruhig geworden, so schrie sie: man sollte doch das Licht wegthun. Ohneracht tet dieses auch sogleich geschahe, so kamen doch die Zuckungen nebst dem Koboltschiessen zum öftern wieder. Kurz vor solchen Anfällen schrie sie allezeit aus vollem Halse: nun werde ich toll; und denn stieß sie eine Menge der abscheulichsten Schimpfworte aus, spukte zum öftern, und allezeit den Speichel weit von sich weg, sang in einem und demselben Ton, doch bald stärker, bald schwächer: ho, ho, oder auch, ha, ha, zu einer halben bis ganzen Minute und bezeugte sich übrigens in ihrem ganzen Betragen als eine tolle Person, so, daß man ihr Hände und Füsse binden, und um das Koboltschiessen zu verhindern, noch eine Binde um den Leib und das ganze Bette legen mußte. Wenn ein solcher Anfall von Raserei, der drei auch vier Minuten anhielt, vorüber war, redete sie ganz vernünftig, bat ihre Aeltern mit vieler Rührung für jeden Anwesenden, nicht zu weinen, und daß es ja nicht ihre Schuld sey, wenn sie unartig wäre. Kaum war sie indessen zwei Minuten vernünftig und sich ihrer selbst bewußt gewesen, als sie von neuem zu schreien anfing: nun werde ich toll, und dann schimpfte und sang sie wieder, wie zuvor. Bis neun Uhr

daurete

daurete dieser Auftritt; sie wurde dann stille, bat auf das inständigste, man möchte die Binden wegnehmen und sie loßlassen, welches aber nicht geschahe. Die Augen hatte sie immer weit offen, und sahe damit wild und starr um sich herum, sie war ungemein heiß anzufühlen, und der Puls schlug so geschwinde, daß man ihn nicht mehr zählen konnte. Nach zwei Stunden wurde diese Stille durch einen neuen Anfall von der gewöhnlichen Raserei unterbrochen, der eine ganze halbe Stunde anhielt, und in welchem sie weit öfterer, als in den erstern Anfällen, ja fast alle Augenblicke spuckte, und immer eine Menge Speichel weit von sich auswarf. Auch wurde jetzt die Stimme mehr heulend als singend, sie wendete alle Kräfte an sich los zu machen, schmiß den Kopf hin und her und biß zum öftern, in die Bettdecke. Um halb zwölf Uhr wurde sie ruhig. Das Othemholen war überaus kurz und geschwinde, ein Schaum zeigte sich vor ihrem Munde und gleich nach Mitternacht, als am Ende der siebenten Woche, nach dem sie gebissen worden war, entschlief sie.

Den darauf folgenden Morgen, nachdem sie erkaltet war, öfnete ich den Leichnam. Ich schnitt am untern Rand der Unterkinnlade sämtliche Muskeln durch, und lößte zu beiden Seiten des Halses die übrigen so ab, daß ich den ganzen innern Mund auf das deutlichste sehen konnte. Dieser innere Mund schien vollkommen ge-

sund.

sund. Nirgends bemerkte ich in demselben Geschwulst, oder auch nur den mindesten Schein von einer Entzündung. Sämtliche Speicheldrüsen waren gleichfals nicht geschwollen oder entzündet. Die Luftröhre war voll eines weissen Schaums. Der Magenschlund war nicht entzündet. Die Cardia untersuchte ich mit allem Fleiß, konnte aber keine Entzündung daselbst gewahr werden. Der Magen enthielt einige Eslöffel voll einer höchst übelriechenden Feuchtigkeit, war aber so wohl, als sämtliche Gedärme nicht im mindesten entzündet. Die Leber war allem Ansehen nach vollkommen gesund, die Gallenblase enthielt viele Galle, die Galle selbst war durchsichtig und von natürlicher Farbe. Milz, Nieren und Urinblase, auch die Geburtstheile schienen durch die Krankheit nicht gelitten zu haben. Die Lungen waren nicht entzündet, ausser der rechte Flügel am scharfen Rande etwas weniges. Ueber dem Herzbeutel sahe ich im Zellen-Gewebe etwas ausgetretenes gallertartiges Blutwasser. Das Herz selbst war voll von Blut, welches aber, so wie in allen Blutgefässen nicht geronnen sondern flüssig war und ganz schwarz aussahe. Der Kopf blieb ungeöfnet. Noch muß ich bemerken, daß der Geruch der Leiche höchst unangenehm war, und der Feuchtigkeit, die sich im Magen befand, fast gleich kam.

Zu eben der Zeit als das Blumenmeyerische Kind krank lag, bekam auch das Perlewitzsche starke

Hitze, welche drey Tage anhielt, sich aber nach einem gelinden Brechmittel wieder legte. Ohnerachtet ich nun eben nicht mit Gewißheit behaupten kann, daß diese Hitze noch eine Folge vom Biß des Hundes gewesen sey, so ist es doch sonderbar genug, daß sie sich eben zu der Zeit als das andere Kind so krank war, einstellte. Ziemlich gewiß aber ist es wohl, daß die spanischen Fliegen, wodurch die Wunden lange offen erhalten worden, zur Verhütung der schlimmen Folgen, die vom Biß wüthender Thiere zu entstehen pflegen, das wichtigste beitrugen.

D. Pyl,

D. Pyl,

Stadt-Physikus zu Berlin,

von venerischen Bubonen.

Johann Casimir, ein Grenadier vom dritten Bataillon Garde, unter des Herrn Hauptmann von Oldenburg Compagnie, ward mit am 6ten Februar 1779 nebst noch andern Kranken des Regiments beym Ausmarsche desselben von Breslau ins dasige Feldlazareth überliefert, nachdem er bereits einige Wochen im Regimentslazareth gelegen hatte. Er hatte zwei Bubones in beiden Weichen gehabt, welche, nachdem man vorher die Zertheilung fruchtlos versucht, auch verschiedene die Eiterung befördernde Mittel lange angewendet hatte, aufgeschnitten wurden. Bey dieser Operation entstand aber ein sehr starker Blutfluß, welcher über vierundzwanzig Stunden dauerte, ehe man ihn stillen konnte, obgleich alles mögliche versucht und angewandt ward; es gelang indessen doch endlich und das Blut stillete sich,

aber der Kranke war gar sehr schwach, und so entkräftet, daß er aus einer Ohnmacht in die andere fiel. Er erholte sich zwar nach und nach in etwas, aber sehr langsam und die Bubones eiterten ganz gut, doch schien von dieser Zeit an eine Neigung zur Auszehrung in seinem Körper zu entstehen, der Othem ward kurz und schwer, er klagte über öftere Stiche und Schmerzen in der rechten Seite, verlor allen Appetit und nahm von Tage zu Tage zusehends ab.

So ward sein Zustand mir erzählt, als ich ihn nebst andern Kranken des Regiments in die Kur bekam. Ich fand ihn äusserst schwach und abgezehrt, mit zitterndem kleinen Pulse, in beständigem schleichenden Fieber, überhaupt in erbarmungswürdiger Lage. Das Fieber und die Schmerzen in der Seite nahmen täglich zu, und diese waren in einigen Tagen so stark geworden, daß er beständig bei dem mindesten Berühren, ja sogar beim Othemholen das kläglichste Geschrei erhob, und in der elendesten Stellung krum zusammengezogen im Bette liegen mußte, um nur einige Minuten Linderung zu haben. Aber auch dies war nicht von Dauer, denn ein trockener Husten, der sich mit dem Fieber eingefunden hatte und besonders des Nachts sich zum heftigsten zeigte, raubte ihm vollends den nur wenige Minuten langen Schlaf, den einzigen Trost, den dieser Elende noch genoß. Dabei hörte die Eiterung in den Bubonibus auf, und diese gaben, so sehr man sich auch bemühete, sie zur

Sup-

Suppuration zu bringen, doch nichts als etwas weniges übelriechender dünner, wässerichter, gelbgrünlichter Jauche. Fast alles ward versucht, um dem Kranken wenigstens nur Linderung zu verschaffen, aber fast alles war vergeblich. Ein schwacher Aufguß von der Chinarinde mit Meerzwiebelsaft und verdünnter Vitriolsäure, verbunden mit dem Dekockt des Isländischen Mooses und der Sago, welches er in grosser Menge statt des ordinairen Getränks trank, waren noch die besten und wirksamsten Mittel; sie schienen wenigstens die Heftigkeit des Fiebers zu mäßigen und indem sie gelinde den Auswurf beförderten, so ward die heftige Beängstigung minder und die Gefahr des Erstickens geringer. Aber die Schmerzen waren zu heftig und durch den immer wiederkehrenden Husten wurden sie unerträglich; dabei hatte der Kranke fast gar keinen Schlaf. Nach und nach mit Vorsicht gegebene, anfänglich sehr geringe und allmälig verstärkte Gaben vom Opium verminderten in etwas den Husten und die heftigen Schmerzen, und da er überdem jetzt einigen Schlaf genoß, so schien es würklich besser mit ihm zu werden, ja er selbst fing an sich mit dieser Hofnung zu schmeicheln. Aber leider war dies von kurzer Dauer; in wenig Tagen kamen alle Zufälle mit erneuerter Heftigkeit wieder, der Husten ward stärker, oft zum Ersticken, die Schmerzen waren unausstehlich, das auszehrende Fieber vermehrte sich tagtäglich, und in der Nacht vom

2ten auf den 3ten März desselben Jahres war der Kranke so still verschieden, daß auch seine in derselben Stube mit ihm liegenden Cameraden seinen Tod nicht eher als mit Anbruch des Tages und an dem nachlassenden, sonst beständigem, Jammern und Winseln vermerkt hatten.

Ungefähr vierzehn Tage vor seinem Tode zeigte sich in der rechten Seite eine Geschwulst, die man erstlich, weil sie gerade dem scharfen Rande der Leber correspondirte, für ein Geschwür der Leber hielt; sie war erst hart und klein, nahm aber in wenigen Tagen beträchtlich zu und ward nach und nach weicher. Weiter herunter in derselben Seite entstand ein paar Tage vor dem Tode noch ein kleinerer Beutel, welcher weicher war, und wie man deutlich fühlen konnte, eine fluctuirende Materie enthielt.

Die Oefnung des Leichnams ward noch denselben Tag in meiner Gegenwart von dem geschickten und fleißigen Chirurgo, beim ersten Bataillon Königl. Leibgarde, Herrn Görcke mit aller Genauigkeit vorgenommen. Bei selbiger fand sich:

1) Aeusserlich nichts besonders, ausser obigen angeführten beiden Geschwulsten in der rechten Seite, in welchen man jetzt deutlich das Schwappern einer flüßigen Materie bemerken konnte; die beiden Bubones waren ganz trocken und beinahe zugeheilt. Uebrigens war der Körper sehr mager und abgezehrt.

2) Im

2) Im Unterleibe alle Gedärme sehr dünn, leer und zusammengezogen, welches kein Wunder, da der Verstorbene in langer Zeit fast keinen Bissen Speise herunterbringen können. Der Magen war gleichfalls klein und leer, die Leber ganz aus der gewöhnlichen Lage nach vorne und dem linken Hypochondrium zu gedrängt, übrigens in- und auswendig gesund. Die Gallenblase enthielt sehr wenig (kaum einen Theelöffel voll) blasser Galle. Die übrigen Eingeweide im Unterleibe waren dem Anscheine nach gesund. Das ganze hypochondrium dextrum nahm ein fleischichter Sack ein, der, wie wir bald nachher gewahr wurden, nichts anders war, als das diaphragma, welches von einer grossen Menge citerichter Flüßigkeit hinuntergedruckt ward. Um dieses näher und genauer zu betrachten ward also

3) die Brust mit bestmöglichster Vorsicht geöfnet, wo wir denn mit Verwunderung sahen, daß a) die ganze rechte Lunge in Eiter übergegangen war, einen sehr kleinen Theil derselben und die grossen Gefässe ausgenommen. Diese grosse Quantität Eiter war in einem Sack enthalten, welcher aus der stark mit den Rippen verwachsenen Pleura, der einen Wand des Mediastini und dem Diaphragma bestand, welches letztere von der Schwere des Eiters so sehr in den Unterleib hinuntergedruckt worden war. Der Eiter hatte die Farbe und Konsistenz eines sogenannten gut gekochten Eiters in Wunden; die Quantität desselben war nicht so genau

zu bestimmen, da unglücklicher Weise bei Oefnung des Sacks das Meiste theils auf den Tisch theils in den Unterleib floß. Der oben erwehnte kleinere Beutel war ein Fortsatz dieses grössern und wahrscheinlich nur von dem Druck der Leber ꝛc. entstanden, denn, da diese weggeräumt war, sahe man ihn nicht mehr, sondern nur den starken grossen Sack, der aus der Brust herunter in den Unterleib ging.

b) Die linke Lunge war, ausser zwei kleinen Eiterbeulen, von der Grösse einer Haselnuß an der Oberfläche, sonst ganz gesund, obgleich blaß und schlapp. Die Pleura aber gleichfalls mit den Rippen sehr fest verwachsen.

c) Das Herz welk und schlapp, und an der Spitze mit dem Herzbeutel verwachsen, welcher beinahe ein Pfund wässerichter Feuchtigkeit enthielt.

Der Kopf ward nicht geöfnet.

Dieser Fall scheint mir deshalb merkwürdig und der Bekanntmachung werth zu seyn, weil man erstlich daraus sehen kann, wie leicht das Aufschneiden dieser Beulen gefährlich werden kann, da man bey aller Behutsamkeit nicht immer verhüten kann, daß nicht wenigstens ein oder anderer kleiner Ast der Arteriæ inguinalis zerschnitten wird, welche oft sehr viel Blut geben, das man manchmal kaum zu stillen im Stande ist, da diese kleinen Schlagadern unmittelbar aus dem Stamme der Leistenschlagader entspringen. Aus dieser Ur-

sach

sach wiederrathen jezt so viele Schriftsteller gänzlich diese Operation oder schränken sie wenigstens auf sehr wenige Fälle ein. S. Johann Andre Abhandlung über den venerischen Tripper und die venerischen Krankheiten überhaupt. Leipzig. 8. 1781. S. 30. und 124 ff. welcher ähnliche Fälle anführt; und geschicht auch das nicht, daß solche gefährliche Blutflüsse entstehen, so heilen doch die Wunden solcher geschnittenen Beulen gemeinhin sehr schlimm, und besonders, wenn, wie hier der Fall war, der bubo nicht gehörig weich durch die Eiterung geworden, entstehen gar zu leicht, böse, krebsartige Geschwüre, die nichts als eine grüne stinkende Jauche von sich geben und fast auf keine Weise zur Heilung zu bringen sind; anderer schlimmen Zufälle, welche oft unvermuthet dazu kommen, nicht zu gedenken. Man verhütet dieses, wenn man entweder überall wartet, bis die Beule sich von selbst öfnet, oder doch nicht eher aufschneidet, als bis sie vollkommen reif und weich geworden ist, wobey man jedoch die Vorsicht anzuwenden hat, daß man den Schnitt blos der Länge nach mache und ja Acht habe, daß man mit dem Messer nicht zu tief fahre und entweder die Leistenschlagader selbst oder die nahe an ihrem Stamm entspringende Aeste zerschneide. Die Ausschälung solcher Beulen, welcher noch einige zugethan sind, ist höchstgefährlich und daher nur von einem sehr geschickten Wundarzt und in sehr wenigen Fällen vorzunehmen.

Ferner ist es doch immer sonderbar, daß in so kurzer Zeit die Eiterung der Lungen so sehr überhand genommen hatte, daß die ganze rechte Lunge in Eiter übergegangen war; denn, wenn auch gleich der Verstorbene Anlage genug zur Lungensucht in seinem Körperbau (er war sehr lang und schmal, hatte einen langen Hals und platte Brust:) hatte und man auch annehmen wollte, daß derselbe bereits einen Ansatz zur Vereiterung in den Lungen gehabt hätte, so müste dieser doch sehr unbeträchtlich gewesen seyn, da derselbe beim strengsten Nachfragen beständig betheuerte, wie er vor dieser Krankheit nie Schmerzen oder Stiche noch Engbrüstigkeit empfunden, auch bis dahin stets munter und frisch gewesen sey, höchstens wenn er Treppen hinauf steigen oder eine Anhöhe hinanklettern wollen, etwas kurzen Athem verspürt hätte; auch seine ältesten und vertrautesten Cameraden sich nicht erinnern konnten, ihn jemals worüber klagen gehört zu haben — und bleibt es daher wohl sehr wahrscheinlich, daß diese gewaltige Vereiterung der Lungen blos einer Versetzung der Materie von den Weichen auf die Lungen als das schwächste Eingeweide in seinem Körper zuzuschreiben sey. Die verschiedenen Zufälle bey der Krankheit lassen sich jezt sehr leicht aus dem im Leichnam gefundenen erklären.

D. Kemmerich,

Kreis-Physikus zu Tecklenburg,

von einer vermeinten Schwangerschaft.

Einem Mädchen von 25 Jahren, kurzer untersetzter Statur, mässig fetter Leibesbeschaffenheit, die einer guten Gesundheit gewohnt war, blieb ungefehr im October d. J. 1780. die Reinigung aus. Einige Zeit darauf fieng ihr Leib an zu schwellen, sie erbrach sich oft, war lüstern und hielt sich daher für schwanger von einem gewissen Menschen, der sie, ihrer Angabe nach, genothzüchtiget hatte. Gegen die Mitte der vermeinten Schwangerschaft glaubte sie so gar die Bewegung des Kindes zu fühlen, auch schwollen die Brüste an, und gaben etwas wäßrichte Milch. Gleich darauf begannen die Beine aber dick und ihr Ansehen bleichsüchtig zu werden: die Fußgeschwulst wuchs, wie auch die Dicke des Leibes bald ungemein, aber die obern Theile wurden ma-

ger; das Athemholen ward schwer und sechs Wochen vorher, ehe sie ihre Niederkunft erwartete, ward sie bettlägerig. Sie klagte dabey über entsetzliche Angst, besonders wenn sie was genoß, wovor sie fast gar keinen Raum zu haben beständig versicherte. Nun zweifelten ihre Verwandten an der Gegenwart eines Kindes, man zog allerley Leute, über diesen Zufall, zu Rath, gab ihr unter andern bittere Kräuteraufgüsse, worauf sie innerhalb einigen Tagen wohl einen Eimer Urin ließ. Doch fiel die Geschwulst nicht beträchtlich, die Engbrüstigkeit nahm zu, es entstand ein brennender Schmerz an der rechten Seite des Bauchs, und so starb sie unter grosser Angst den 11ten Junius 1781, bis auf den letzten Augenblick der festen Meinung, daß sie schwanger sey und des Kindes Kopf da fühle, wo der brennende Schmerz war. Der Leichnam ward am folgenden Nachmittag untersucht und folgendes gefunden.

Die Beine waren stark geschwollen, auch selbst die Decken des Unterleibes und der Rücken bis an die Rippen; die obern Theile waren mager, der Bauch von ungemeinem Umfange und an der rechten Seite erhabener, wo man unter den falschen Rippen einen rundlichen harten Körper fühlete, welchen die Verstorbene für des Kindes Kopf gehalten und wo sie vorzüglich das Brennen empfunden hatte.

Bey der Oefnung des Unterleibes flossen aus dessen Höle an die sechs Kannen eines gelblichen Wassers,

dessen

dessen Schwappern man vorher deutlich fühlen konnte. Zugleich zeigte sich eine Geschwulst, die aus dem Becken auf der rechten Seite bis fast zur Herzgrube stieg und im Umfange eine im neunten Monat schwangere Gebährmutter noch wohl an Grösse übertraf; sie war unten und vorwärts mit dem Bauchfell, oben mit dem Netz verwachsen, und bedeckte alle dünnen Gedärme, die davon in die linke Seite hineingedrängt waren. Da man diesen Körper näher und genauer untersuchte, zeigte sichs, daß solcher nichts anders als der so ungeheuer angeschwollene rechte Eierstock war, und aus lauter Zellen bestand, welche eine Verbindung unter einander hatten, wie ungefehr die Blasen, die zu entstehen pflegen, wenn man mit einem Strohhalm oder Pfeifenstiel in eine Schale von Seifenwasser bläßt; daher glich sie auch dem äussern Ansehen nach ungefehr einer Weintraube; die Wände dieser Zellen schienen an den mehresten Orten aus einem unorganischen Gewebe zu bestehen, gleich dem harten Fleische, welches man in den Narben geheilter Wunden antrift; doch hin und wieder erblickte man ein Blutgefäß. Anderwärts, sonderlich auf der Oberfläche der Geschwulst waren die Adern häufiger und vorzüglich da groß, wo sie sich mit dem Netz und Darmfell verbanden. Die Gefässe des letztern, welches fast überall dicker als gewöhnlich war, hatten sich daselbst zum Theil bis zur dicke eines Rabenfederkiels erweitert, auch war die Geschwulst hier

bläulich, als wenn sie vom Brande wäre ergriffen gewesen. Eben diese Farbe bemerkte man bey ihrer Verbindung mit dem Netz. Dieses zeigte zwar nicht so sehr erweiterte Blutgefässe, wie das Darmfell, war aber ganz blau und mürbe, folglich wohl in der That brandig. Auch war gerade hier (bey dieser Verbindung des Gewächses mit dem Netze) die Stelle wo die Verstorbene das heftige Brennen gefühl hatte und wo sie gleichfalls beständig den Kopf des Kindes hatte fühlen wollen. Von derjenigen schleimigen Rinde indessen, welche entzündete Eingeweide sonst gemeiniglich zu überziehen pflegt, war keine Spur anzutreffen, vielleicht hatte das Wasser sie aufgelöset. Die Zellen des geschwollenen Eierstocks, welche unter sich in keiner sichtbaren Gemeinschaft stunden, waren sämmtlich von einem Wasser angefüllt, welches in einigen klar, in andern trübe war, ohne daß die Ursach dieses Unterscheides wäre einzusehen gewesen. Aus einigen Hölen war die Feuchtigkeit in das Gewebe ihrer Wände gedrungen und machte selbige so durchsichtig, wie die Vorhaut oft bey Wassersüchtigen zu seyn pfleget. Eine einzige Zelle, da, wo sich sonst der Eierstock mit der Mutter verbindet, war von einer dichtern mehr als zwo Linien dicken Membran gebildet und ganz mit Haaren angefüllt, zwischen welchen ein flüßiges Fett, einer eben schmelzenden Butter gleich sich befand. Die Haare waren sämmtlich in den

Wän-

Wänden der Zelle mit ihren Wurzeln befestigt, über eine halbe Elle lang, und bildeten einen Haarball durch ihr Verschlingen; gereiniget waren sie hellbraun genau wie das Haupthaar der Verblichenen. Das Fett hatte einen besondern wiederlichen Geruch. In die Höle selbst giengen beinahe vier Unzen Wasser. Der linke Eierstock war so groß wie ein kleines Hünerey, und von aussen überall, ohne besondere Erhabenheit, glatt, ganz hohl, und enthielt ein Fett, welches dem im rechten Eierstock befindlichen zwar ähnlich, doch nicht so flüssig, noch so stark riechend, auch weisser von Farbe war. Es hatten zwar kleine Haare angefangen aus den Wänden seiner Höle zu sprossen, allein sie waren überaus zart, nicht über einen halben Zoll lang und ungefärbt. In diesem Eierstock aber war noch eine kleine Zelle, nahe an seiner Oberfläche, mit eben der fettigen Materie angefüllet; mitten in derselben befand sich ein harter, wie aus einer verhärteten Drüse gebildeter Körper, der mit Zollangen hellbraunen Haaren ganz bewachsen war. Die Haut, welche diesen Eierstock selbst umkleidete, hatte durchgehends kleine Zellen, in denen eine wäßrichte und eine fettige Feuchtigkeit war, welche sich aber nicht mit einander vermischen liessen, aber gar keine Haare — (Sollte vielleicht der erste Eierstock anfänglich eben so beschaffen gewesen seyn?) — Die Saamenadern an beiden Seiten, besonders aber an der rechten waren viel dicker

als

als gewöhnlich, die Gebährmutter klein doch gut gebildet, die Muttertrompeten offen, die runden Mutterbänder, so wie die übrigen Geburtstheile in natürlichem Zustande, aber das hymen zerstört.

An den übrigen Eingeweiden des Unterleibes und der Brust fand sich kein merklicher Fehler, auch waren, ausser der glandula thyrioidea, welche etwas angelaufen war, die Drüsen nirgends sonderlich geschwollen noch verhärtet. Man sagte, die Verstorbene habe vor mehr als einem Jahr einen Kropf bekommen, welcher aber vergangen oder vielmehr dünner geworden, seitdem der Unterleib angeschwollen sey. Noch ist anzumerken, daß man nicht entdecken konnte, daß das im Unterleibe gefundene Wasser aus dem rechten Eierstock geflossen wäre.

C. G. Selle

C. G. Selle
kritische Anmerkungen.

C. G. Selle, medicina clinica, oder Handbuch der medicinischen Praxis. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1783.

Die erste Auflage dieser Schrift ist von den angesehensten Kunstrichtern und dem grössesten Theile des medicinischen Publikums mit einem sehr ermunternden Beifalle aufgenommen worden, der mir um so angenehmer war, je weniger ich darauf gerechnet hatte, da ich die Mängel des Buches nur zu lebhaft fühle.

Ich würde, um mich des Beifalls würdig zu bezeugen, bei dieser zweiten Auflage gern alles angewandt haben, dem Buche mehrere Vollkommenheit zu geben, wenn ich nicht glaubte, daß es, seinem Plane nach, derselben unfähig wäre. Meine Absicht war, nur das, kurz und ungeschmückt, zu schreiben, was ich aus eigner lebendiger Ueberzeugung als praktisch wahr und anwendbar

bar kannte, und da ich nicht den ganzen Umfang der Kunst zu erschöpfen vermag, so muß freilich alles das fehlen, was ich nicht weiß, und was leicht eben so viel und mehr werth seyn kann, als was ich weiß. Aber ich bin der Meinung, daß es um ächte Gelehrsamkeit überhaupt weit besser stehen würde, wenn die Schriftsteller nur immer aus sich selbst, so mangelhaft auch dieses wäre, schrieben. Denn was kann doch aus dem ewigen Nachschreiben und Zusammenzwängen eigner und fremder Begriffe anders als die monströseste Ausartung und Verlust aller eigenthümlich würkenden Kraft erfolgen? Aber da giebt es Kunstrichter, die lieber ein zusammengeborgtes und übelzusammenhängendes Ganze als ein eignes und zusammenstimmendes Einzelne haben mögen, und denen sich ein grosser Theil der Schriftsteller um so lieber fügt, je weniger sie eignes haben. Es versteht sich übrigens, daß ich unter Eigenes, nicht eben immer selbsterfundenes, sondern auch durchgedachtes, verdauetes und in Anwendung gebrachtes verstehe.

Als einen grossen Fehler meines Buchs hat man mir und zum Theil mit Recht, die Sprache, die ich in demselben führe, vorgerückt. Ich gestehe es, daß ich hierauf nicht alle die Sorgfalt gewendet habe, die ich darauf hätte wenden können. Aber einmal ist das, denke ich, kein wesentlicher Fehler, und zweitens ist es ja doch unmöglich, überall Reinigkeit der Sprache zu

beob-

beobachten. Jede Wissenschaft hat ihre Kunstsprache, warum soll das der Medicin zur Schande gereichen? Warum soll man das, was man technisch kurz, bündig und bestimmt ausdrücken kann, der Mode und der schriftstellerischen Eitelkeit wegen, weitschweifig, ungewöhnlich und unbestimmt paraphrasiren? Ich schmeichle mir, daß ein ächter Arzt sich hieran nicht stoßen werde. In Schreibung der Wörter habe ich mich diesmal, mehr der etymologischen Ortographie getreu zu bleiben, beflissen.

Oft ist es mir schwer gefallen, die Gränzen der Medicin und Chirurgie zu finden. Beide Wissenschaften laufen so sehr in einander, unterstützen sich so wechselseitig und hängen daher so sehr von einander ab, daß man immer eine gewaltsame Trennung vornehmen muß, wenn man nicht ein Ganzes aus beiden machen will. In der Theorie läßt sich dieser Unterschied freilich sehr leicht machen, wenn man die Wundarzeneikunst für denjenigen Theil der Heilkunst nimmt, welcher die Krankheiten durch Anwendung mechanischer Mittel zu heben lehrt. Da aber die meisten Krankheiten so wohl physischer als mechanischer Beihülfe bedürfen, und selbst organische Fehler selten allein durch mechanische Mittel gehoben werden und endlich die Erkenntniß organischer Krankheiten sehr oft aus medicinischen Einsichten fließt, so müssen auch in der Anwendung beide Wissenschaften sich immer die Hände bieten und eine kann die andere nicht entbehren.

Inzwischen bin ich doch aus manchen sehr triftigen Gründen nicht der Meinung, daß es rathsam sei, beide Wissenschaften so zu vereinigen, daß man sie immer von jedem Arzt fordern könne.

Das Feld aller Krankheiten ist so unermeßlich groß, daß es schon deswegen zu viel gefordert ist, wenn man verlangte, daß ein Mann überall das gehörige Maaß von Kraft haben und anwenden soll.

Auch unterscheiden sich in der That beide Wissenschaften und die dazu erforderlichen Talente ihrer Natur nach so sehr, daß man sie selten in einem und eben demselben Menschen vereinigt findet.

Die Erscheinungen der innern Krankheiten äussern sich mehrentheils auf eine sehr verborgene und unbestimmte Art und nur ein feines Gefühl für Wahrscheinlichkeiten kan einen guten Arzt machen. Die Symptome organischer Krankheiten sind offenbarer und die Fälle um so bestimmter, je weniger sie aus innern Ursachen entstanden sind. Medicin und Chirurgie unterscheiden sich beinahe so, wie Philosophie und Mathematick, und nur selten sind gute Mathematicker zugleich eben so gute Philosophen. Die seltenen Geister, die mit gleich scharfem Blick die verschiedensten Dinge durchdringen, sind fast als Ausnahmen in der menschlichen Natur anzusehen.

Dazu kömmt, daß der Chirurgus einer gewissen mechanischen Geschicklichkeit bedarf, die sich zwar vervollkommnen, aber wohl nicht eigentlich erlernen läßt.

Ein

Ein feines, richtiges und umfassendes Gefühl für Wahrscheinlichkeiten, und eine besondere mechanische Geschicklichkeit sind beides nur Fähigkeiten vorzüglicher Menschen. Aber sie sind so heterogen, daß man sie nur selten, oder wenigstens nicht in gleichem Grade in einer Person beisammen antrift, und eine oder die andere Kunst würde darunter leiden, wenn beide nur eine Wissenschaft ausmachen sollten und diese immer von einem und eben demselben Menschen gefordert und ausgeübt werden dürfte.

Bei dieser Beschaffenheit der Sachen bleibt nichts übrig, als daß sich der Arzt und Wundarzt beide so viel gegenseitige Kenntnisse erwerben, als nöthig ist, die Gränzen ihrer Fähigkeiten zu kennen, damit sie sich jenseits derselben nicht ohne wechselseitige Unterstützung wagen. Je mehr auf richtige Erkenntniß verborgener Ursachen und Würkungen im menschlichen Körper ankömt, je nöthiger ist der Mann, der mit einem vorzüglichen Beobachtungs-Geiste begabt ist, und seine Beurtheilungskraft besonders auf medicinische Vorfälle angewandt und ausgebildet hat. Ja genauer und künstlicher die mechanische Behandlung einer Krankheit seyn muß, je unentbehrlicher ist der Mann von mechanischer Kunstfertigkeit, durch Genie und Wissenschaft und Uebung geleitet und berichtigt. Aus diesen Gründen werde ich zu entschuldigen seyn, wenn ich Krankheiten, die ihrem Ursprunge nach zu der Zahl der innerlichen gehören, zu ihrer Heilung

aber hauptsächlich chirurgische Hülfe erfordern, entweder übergangen oder nur sehr unvollständig angezeigt habe.

So wie ich die Erinnerungen der Kunstrichter so viel als möglich zu nutzen gesucht habe, so haben mich auch die Einwürfe, die Herr Hofrath **Metzger** in seinen vermischten medicinischen Schriften 1. Th. S. 62 und 2. Th. S. 201, Herrn **Weickardt** und mir, die nächste Ursache des Schlagflusses betreffend, gemacht hat, veranlaßt, diesen Abschnitt in meinem Buche, so viel als ich kann, zu berichtigen. Meine Meinung davon, die ich aber immer noch einer nähern Prüfung unterwerfe, läuft auf folgendes hinaus.

Ein vollständiger Schlagfluß entsteht, wenn derjenige Theil des Nervensystems gelähmt wird, der zum Empfinden und zur Bewegung erforderlich ist.

Die Ursache dieser Lähmung ist höchst wahrscheinlich eine Zusammendrückung des Nervenmarks.

Dieser Druck kan entweder unmittelbar auf das Gehirn und Rückenmark, oder auch auf die feinsten Endigungen der Nerven geschehen, von da er aufs Gehirn fortgepflanzt wird.

Im erstern Falle würde der Druck nur durch aufgetriebene Blutgefässe, durch ausgetretene Feuchtigkeiten, durch feste Körper, und durch Erschütterungen geschehen können.

Im letztern Falle würde ein blosser Krampf der Theile, worin sich die Gefässe endigen, hinlänglich seyn, einen Schlagfluß zu bewürken.

Ich

Ich denke, daß sich alle bei dem Schlagfluß vorkommende Erscheinungen, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ohne Zwang erklären und vereinigen lassen. Man sieht nun, wie es Schlagflüsse, mit und ohne Auftreibung der Gefässe des Kopfs, geben und wie eine Schärfe bloß durch ihren Reiz die nächste Ursache eines Schlagflusses seyn könne. Und ich bin sehr geneigt zu glauben, daß dieser letztere Fall nicht der seltenste sei, und daß bei manchen Schlagflüssen warme Bäder von grossem Nutzen seyn könnten.

Daß Erschlaffung die Folge des Druckes und Reizes sei, ist wohl nicht zu läugnen, aber es läßt sich wohl schwer behaupten, daß sie die nächste Ursache des Schlagflusses seyn könne, da uns dazu die Data fehlen. Die nach gehobenem Drucke und Reize und folglich nach der Heilung des Schlagflusses zurückbleibende Schwäche, möchte ich eher für eine Folge der nach dem Druck und Reiz zurückgebliebenen Erschlaffung halten.

Inzwischen bleibt hier vieles noch dunkel, und ich habe mich daher im Buche selbst so behutsam als möglich auszudrücken gesucht.

Der Blattern-Einimpfung wegen, habe ich mich schon vor 11 Jahren in einer Anmerkung zur Uebersetzung des Brocklesby erklärt und mehrere Erfahrungen und Kenntnisse haben mich in meiner Meinung bestärkt.

Diese meine Meinung geht dahin, daß wir durch die Einimpfung blos ungünstigen äusserlichen Umständen und

Konstitutionen der Luft ausweichen können und ich bin überzeugt, daß die Einimpfung zu der Zeit, wenn bösartige Pocken grassiren, unter gleichen Umständen der Körper auch ein gleich gefährliches Blatternfieber verursache.

Denn daß in der Art der Ansteckung durch die Einimpfung nichts vorzügliches liege, erhellet klar daraus, daß man in China das Blatterngift durch Baumwolle in die Nase bringt und an einigen Orten in der Europäischen Türkei das Gift den Kindern aufs Brod zu essen giebt und unter günstigen Konstitutionen der Luft und der Körper eben so leichte Blattern, als durch unsere Art einzuimpfen hervorbringt. Die äusserliche Eiterung, die man durch unsere Einimpfung bewürkt, kann allerdings nützlich seyn, aber diese kann man ja bei natürlichen Blattern eben so gut durch Blasenpflaster zuwege bringen.

Was Präparation der Körper betrift, so wird wohl ein jeder zugeben, daß man sehr unreine Körper nicht einimpfen müsse und daß bei reinen Körpern die Vorbereitung unnütz, ja wohl gar nachtheilig sei.

Was endlich günstige und ungünstige Umstände des einzuimpfenden Körpers selbst betrift, so wird wohl kein Arzt sich selbst glauben machen, daß er diese bestimmen könne.

Daß man die kühlende Methode in Behandlung der Blatternkrankheit selbst zu weit treiben und durch zu viele Kälte bei gewissen Körpern die Absetzung des Blatterngiftes nach der Haut verhindern und ein Theil des einge-

gesogenen Blatterngiftes in diesem Falle im Körper zurückbleiben könne, davon hat mich ausser den im Buche angezeigten Erfahrungen noch folgender Fall überzeugt.

Einer Dame, deren Gesundheits-Umstände ich jetzt besorge, wurden in ihren jungen Jahren in der Türkei die Blattern eingeimpft. Sie bekam fast gar kein Fieber und etwa nur 5 bis 6 Pusteln, welche eiterten und abtrockneten, so daß man sich Glück wünschte, so leicht davon gekommen zu seyn. Nach vier Wochen wurde sie, dem dortigen Landesgebrauche zufolge, in ein warmes Bad gebracht. Unmittelbar darauf zeigte sich ein zweiter Ausbruch von Blattern, die fast alle Theile des Körpers bedeckten und eine so ernsthafte Krankheit ausmachten, als nur immer natürliche Blattern seyn können.

Man wird übrigens leicht sehen, daß ich kein Feind der Einimpfung bin, sondern nur nicht in die übertriebenen Lobeserhebungen derselben einstimme. Könnten wir eben so gut die Konstitution der Körper als diejenige der Luft beurtheilen, könnte man wissen, wenn der Körper gerade so viel Empfänglichkeit fürs Pockengift habe, als zur gehörigen Verarbeitung und Herausschaffung desselben nöthig ist, und denn zugleich günstige Umstände und günstige Konstitutionen der Luft nützen, so wäre die Einimpfung allerdings das, wofür sie von den eifrigsten Vertheidigern desselben ausgegeben wird.

Uebrigens folgt aus allem zusammengenommen, daß ich die Einimpfung im Ganzen genommen, anrathe, aber kein eingeimpftes Individuum assekuriren mag.

Die Abhandlung vom Kindbetterinnenfieber ist unverändert geblieben, wie sie war, und alle Erfahrungen, die ich nach der Zeit bei Wöchnerinnen gemacht habe, haben meine Meinung darüber bestätigt. In diesen Beiträgen habe ich nun fast alle dazu erforderliche Belege geliefert. Erkältungen und Leidenschaften sind die allgemeinsten Gelegenheits-Ursachen dieser Krankheit, die zu der Zeit, wenn epidemische Fieber grassiren, allerdings würksamer sind. Der eigenthümliche Charakter und die Gefahr der Krankheit hängen immer von Milchversetzung nach dem Unterleibe ab. So lange diese noch nicht geschehen ist, kann man bei den gefährlichsten Fiebern noch Hoffnung schöpfen, und ich würde Fälle von dieser Art angeführt haben, wenn ich nicht befürchten müste, meine Leser zu ermüden. Uebrigens muß ich gestehen, daß mir dieses Kindbetterinnenfieber in der Privatpraxis äußerst selten vorkommt, und bis jetzt habe ich es nur dreymal hier in der Stadt beobachtet, wo es aber auch jedesmal tödtlich war.

Indem ich dieses schreibe, kömmt mir ein neuer Fall vor, der zu offenbar den Einfluß der Leidenschaften in diese Milchversetzung erweiset, als daß ich ihn nicht noch mittheilen sollte.

Eine Soldatenfrau von einigen dreißig Jahren, von starker Leibesbeschaffenheit und die schon oft glücklich gebohren hatte, befand sich ungefähr in der Hälfte der Schwangerschaft, als sie mit ihrem Mann entlief, und diesem zu seiner Entweichung, so viel sie konnte, behülflich war. Man ertappte sie beide wieder, der Mann erhielt seine Regimentsstrafe und die Frau wurde auf Lebenslang zum Zuchthause verurtheilt. Um ihre Wochen zu halten, wurde sie in die Charité gebracht.

Die bei der Entweichung und Wiederertappung ausgestandene Angst, und die nunmehrige Furcht für ihr künftiges Schicksal musten natürlich auf ihr Nervensystem sehr gewürkt haben, und wir waren ihres Wochenbettes wegen schon in Sorgen.

Sie kam inzwischen den 11. April 1783. mit einem gesunden Kinde leicht und natürlich nieder, die Lochia flossen, es zeigte sich den 12ten Milch in den Brüsten und sie konnte ihr Kind stillen.

Sie ließ nunmehr ihrem Manne ihre Niederkunft berichten und ihn zu sich bitten, aber er kam nicht, sondern ließ ihr sagen, daß er nichts von ihr wissen wolle. Sie ärgerte sich hierüber heftig, und unmittelbar darauf stellten sich Fieberbewegungen ein. Man gab das mit Zitronensäure gesättigte Laugensalz.

Den 13ten früh war der Puls noch fieberhaft. Inzwischen war die Zunge rein, der Geschmack natürlich und sie hatte einen freiwilligen Stuhlgang. Aber gegen

den Nachmittag minderte sich die Geburtsreinigung, die Milch verlor sich aus den Brüsten, und der Leib wurde verhältnißmässig aufgetrieben und schmerzhaft. Man wandte die gewöhnlichen äusserlichen und innerlichen Mittel an. Des kleinen Pulses und der vorhergegangenen Ursachen und überhaupt des krampfhaften Zustandes wegen schien die Aderlaß nicht rathsam zu seyn. In der Nacht brach sie freiwillig sehr viel Galle weg.

Da den 14ten des Morgens der Geschmack noch bitter war, so wurde der Rulandswein, und zwar, um der Würkung nach oben gewiß zu seyn, eine Unze desselben gegeben, welcher aber nicht das mindeste Erbrechen, sondern bloß einige Stuhlgänge bewürkte. Sie starb noch denselben Abend als den 4ten Tag nach ihrer Entbindung.

Im Unterleibe befand sich ungefähr ein Quart eiterartiger Materie, welche ganz die Beschaffenheit hatte, wie ich sie wohl sonst nach Schreck oder Aergerniß in den Brüsten gefunden habe. Und ungeachtet die Feuchtigkeit diesesmal dem wahren Eiter so ähnlich war, so konnte man doch nirgends eine Spur von Entzündung entdecken, zum offenbaren Beweise, daß diese eiterhafte Materie ein Produckt der durch die Leidenschaften verdorbenen und auf die Eingeweide des Unterleibes geworfenen milchichten Feuchtigkeit war. Die Gallenblase war strotzend voll.

Den

Den Anhang von Arzeneimitteln, so unvollständig er auch aussieht, wird, wie ich mir schmeichle, jeder Arzt, der die Mittel aus eigner wiederholter und richtig beurtheilter Erfahrung kennt, mit seinem Beifalle und belehrender Kritick beehren.

Versuche über die Platina. Mit zweien Kupfertafeln. Mannheim 1782. 8. 326 Seiten.

Der würdige Verfasser dieser Schrift, Graf von Sickingen, hatte Gelegenheit, sich eine ansehnliche Menge dieses kostbaren Minerals anzuschaffen, und wandte sie zu Versuchen an, deren Resultat folgendes ist:

1) Die Platina besteht aus einem besondern Metalle, dem immer Gold und Eisen, doch nur als zufällige Bestandtheile beigemischt sind.

2) Wenn man eine Platina-Auflösung mit Blutlauge vermischt, so scheiden sich die meisten Eisentheile heraus, und man erhält zulezt ein rothes Salz, welches sich ohne Zusatz zu einem unzerstörlichen schmied- und dehnbaren, amalgamablen aber äusserst schwerflüssigen Metalle reducirt. Auch ist dieses Metall dichter als Gold, läßt sich, ohne Bearbeitung, nicht vom Magnete anziehen, auch nicht im Feuer, so wie das Eisen, härten.

3) Diese angeführten Eigenschaften besitzt die Platina in so vollkommenern Grade, je reiner sie von Eisen-

sentheilen ist, wovon sie gänzlich zu befreien äusserst schwer hält. Nach den Versuchen des H. Verf. enthält rohe Platina ungefähr ⅓ Eisen. Auch scheint sich die Auflösbarkeit der Platina in Königswasser mit ihrer Reinigkeit zu vermindern.

4) Durch die Verpuffung mit Salpeter wird die Platina in eine Art von Kalk verwandelt, der, in Königswasser aufgelöset und reducirt, eine schmiedbare Platina giebt. Die wichtigen Aussichten, die diese Versuche geben, haben mich zu einer Anzeige derselben bewogen.

Physische Untersuchungen über das Feuer von Herrn Marat; aus dem Französischen übersetzt mit Anmerkungen von H. Prof. Weigel. Leipzig 1782.

Das, was Marat für feurige Flüßigkeit hält, kan entweder Bestandtheil des feurigen Körpers oder unzerlegtes Phlogiston seyn. Daß es beides nicht sei, hat Marat mit nichts erwiesen — daß diese Ausflüsse Hitze von sich geben, kann mit meiner Theorie, die ich im ersten Theil dieser Beyträge geäussert habe, sehr gut bestehen, nach welcher ich glaube, daß Wärme nicht durch Zerlegung, sondern durch Bewegung des Brennbaren entstehe. Und daß sie zünden, kann auch nicht fehlen, da sie in so starker Bewegung und der freyen Luft, als ihrem Zersetzungsmittel ausgesetzt sind.

sind. Ich will dies indessen nur, als bescheidene Muthmassung gesagt haben.

M. Herz, D. A. D. und Arzts am Krankenhause der jüdischen Gemeinde zu Berlin, Grundriß aller medicinischen Wissenschaften. Berlin 1782. 8. 520 S.

Der Verf. dieser Schrift ist ein heller Kopf, er kennt die Wissenschaft als Gelehrter und übt sie als Künstler aus. Auch diese Schrift beweißt das.

Da ich eine ähnliche Arbeit *) unter Händen gehabt habe, so denke ich ein Recht zu haben, beide zu vergleichen. Die daraus entstehende Beurtheilung kann ich daher nicht überall für Kritick geben, weil das in seiner eigenen Sache sprechen hieße, sondern sie ist mehr als eine Rechtfertigung von meiner Seite anzusehen.

Ich nehme die Wörter Grundriß und Kompendium nicht für gleichnamig, sondern verstehe unter letzterem ein Buch, welches alle Wahrheiten einer Wissenschaft in möglichster Kürze enthält. Ein Grundriß hingegen soll die Wissenschaft nicht zeigen, wie sie ist, sondern er soll nur dasjenige abgesondert davon darstellen, das mir auf eine leicht übersehbare Art nicht nur die Uebersicht des Ganzen gewährt, sondern aus dem ich auch auf das in demselben nicht enthaltene wesentliche Detail schlie-

*) Einleitung in das Studium der Natur- und Arzeneiwissenschaft Berlin 1777.

schließen kann. Kurz das Kompendium soll alles Einzelne im Kurzen befassen. Der Grundriß soll das wesentliche Allgemeine enthalten. Aus der Benennung und Ausführung der Schrift meines Freundes erhellet, daß er diesen Unterschied nicht beobachtet habe, indem er weit mehr liefert, als zu einem Grundrisse erforderlich ist, und für ein Kompendium sich doch zu sehr aufs Allgemeine einschränkt.

In so fern ich die Schrift des H. D. Herz aus dem Gesichtspunkte eines Grundrisses betrachte, kann ich in Beurtheilung desselben nicht anders, als ihm den meinigen entgegenstellen; die Therapie mag das Beispiel seyn.

In dem Grundrisse der Therapie soll ich mit einem Blicke, die Anwendung der wesentlich verschiedenen Heilarten, die in der Kunst vorkommen, übersehen.

Zu dem Ende wird erfordert, daß ich in diesem Grundrisse nichts anders, als eben nur die verschiedenen wesentlichen Heilarten und die zu ihrer Anwendung erforderlichen Regeln aufnehme. Alle übrigen Eintheilungen, die in anderer Rücksicht gemacht sind, alle Sätze, welche sich nicht auf diese wesentliche Verschiedenheit unmittelbar beziehen, gehören nicht im Grundriß. Wenn ich hier weiß, was antiphlogistische Methode sei, und daß sie in allen den Krankheiten angewandt werden müsse, welche die Zeichen der entzündungsartigen Beschaffenheit haben, so ist mir das im Grund-

risse

risse genug. Und wenn mir nun alle übrige wesentlich verschiedene Heilarten auf diese Art angegeben werden, so übersehe ich mit einem Blicke, was und wie viel die Kunst eigentlich vermag oder vermögen soll, und das war die Absicht des Grundrisses.

Der Verf. weicht hierin sehr von mir ab, und es scheint daher, als ob er mehr als einen blossen Grundriß habe liefern wollen, oder wenigstens nicht mit mir gleichen Begrif mit dem Worte Grundriß verknüpft habe.

Der Verf. schränkt sich in diesem Grundrisse auf Anatomie, Physiologie, Pathologie, Materia medika, Therapie und Diätetick ein; eine Einschränkung, die mir doch zu willkührlich scheint. Sieht man auf das, was zur wissenschaftlichen Erkenntniß der Arzeneikunde erfordert wird, so machen auch Naturgeschichte, Chymie und Physick sehr wesentliche Theile der medicinischen Wissenschaften aus, die hier fehlen. Nimmt man nur darauf Rücksicht, was zur unmittelbaren Ausübung der Arzeneiwissenschaft erfordert wird, so gehören Anatomie und Physiologie nicht im Grundriß, weil dieses bloße Hülfswissenschaften der Kunst sind, ohne die man freilich kein Arzt seyn kann, welches man aber eben so wenig ohne einen grossen Theil der Chymie und Physick ist. Man kann ohne chymische Kenntnisse nicht mit Sicherheit Rezepte schreiben und läuft Gefahr, Salpeter in Verbindung mit Vitriolsäure zu geben, und gehörige Anwendung der Elecktricität, der verschiedenen Luftarten

arten u. s. f. ist ohne Kenntniß in der Physick fast unmöglich.

Das Clinicum sieht der V. als eine Hülfswissenschaft der Pathologie an. Freilich ist wohl Pathologie aus der Klinik entstanden, aber ich möchte doch lieber sagen, daß die Klinik eine Anwendung der Pathologie Materia medika, Therapie und Diätetik und folglich das lezte aller medicinischen Wissenschaften sei.

Von der Diätetick sagt der V. daß sie einen Theil der Moral ausmache. Da wir sie aber, selbst auch im gesunden Zustande, nur als eine Verwahrung vor körperliche Uebel betrachten, so würde ich sie doch lieber zur Medizin rechnen, wie es denn auch der Verf. gethan hat, weil er sie sonst nicht in seinem Grundrisse, der sich bloß mit denjenigen Wissenschaften beschäftigen soll, die zunächst das Gebiet der Medicin ausmachen, aufgenommen haben würde.

Ehe ich die Einleitung des V. verlasse, zeichne ich noch folgende trefliche Stellen, welches aber nicht die einzigen sind, aus.

„Man wird nicht Arzt durch Nachahmung oder „Regeln, sondern blos durch eignes Genie. — Sie „ist eine Kunst und folglich nicht erlernbar. — Man „muß ein treflicher Arzt seyn, oder man ist keiner.“

Jetzt folgt eine kurze, aber vortrefliche Geschichte der Medicin. Auch hier sagt der V. mit Recht: „Wir sind nicht um so viel bessere Aerzte, als wir gelehrtere sind.„

Bei

Bei der Anatomie S. 16. redet der Verf. von den Verrichtungen und dem Nutzen der Theile, so wie er hernach in die Physiologie Anatomie hinein bringt. In einem Lehrbuche, wo man dem Anfänger präzise Begriffe von den Wissenschaften beibringen will, sollte das nicht geschehen. Ganz anders verhält es sich beim mündlichen Vortrage.

In der Lehre von den Blutgefässen S. 71 unterscheidet der V. das lymphatische System nicht bestimmt genug. Dieses ist nicht als ein Zweig des Schlagadersystems anzusehen. Die meisten und vielleicht alle lymphatische Gefässe entstehen aus einsaugenden.

S. 78. Der V. sagt, daß das Gehirn bei einigen Thieren gänzlich fehle. Aber sogar die Molluscæ haben etwas dem Rückenmarke ähnliches, auch scheint die Thierheit von diesem Organe abzuhängen. Wo sich freilich das Thierreich ins Pflanzenreich verliert, muß sich auch dieses Organ in Pflanzenbau verlieren. In beiden Fällen passen unsere künstlichen und abgeschnittenen Definitionen nicht. Aber dieser subjektive Mangel trift nicht zugleich das Objektive.

S. 83 sagt der V. „Die Anatomie ist die Wissen„schaft von dem Stoffe des menschlichen Körpers; die „Physiologie von dessen Form." Unter Stoff eines Körpers versteht man die rohen Materialien, aus welchen der Körper bereitet oder zusammengesezt ist, folglich ist der Stoff nicht der Gegenstand der Anatomie, sondern

der Chymie. Form hat entweder einen allgemeinen Sinn, indem man jede bestimmte Beschaffenheit damit bezeichnet, und denn paßt es so wohl auf Organisation als auf Kräfte und Erscheinungen; oder es hat einen besondern Sinn und denn wird es am besten auf Bau bezogen. In leztern Falle wäre daher der Stoff des menschlichen Körpers Gegenstand der Chymie; (vorausgesezt, daß man nicht organische Elemente annimmt, die dann zwar auch zum Stoff, aber zum Gegenstande der Anatomie gehören würden) die Form desselben Gegenstand der Anatomie; und Physiologie würde die daraus resultirenden Kräfte und Bewegungen zum Gegenstande haben.

Der Verf. unterscheidet drei Arten von Kräften, physische, mechanische und thierische. Aber sind nicht alle Kräfte physisch? Ich würde sie lieber in mechanische, chymische und organische eintheilen. Diese Ausdrücke sind bestimmter und bedeutender, ob ich gleich dafür halte, daß auch diese Unterschiede nicht objektiv waren, sondern bloß Behelfe unserer Erkenntnißkraft sind. Inzwischen ist so viel gewiß, daß sich alle Würkungsarten der Körper auf Stoß und Druck, auf chymische Verwandtschaft und auf solche, die nur durch organischen Bau geschehen können, zurückbringen lassen. Wenigstens reichen für uns zur Erklärung der letzteren die beiden erstern nicht hin. Die organischen Kräfte kann man nun wiederum in Pflanzen und Thierkräfte eintheilen, so wie, wenn

blosse

blosse Organisation zum thierischen Leben nicht hinreichend ist, endlich die Seelenkräfte ebenfalls hieher gehören.

Der Verf. unterscheidet ferner Physiologie des Weltweisen von Physiologie des Arztes dadurch, daß leztere die thierischen Kräfte nur in so fern zum Gegenstande hat, als sie zunächst an die übrigen gränzen. Auch dies dünkt mich sehr unbestimmt. Ich würde lieber so sagen: die Kräfte und Bewegungen des menschlichen Körpers sind entweder physische oder moralische. Nur die erstern sind der Gegenstand der medicinischen Physiologie; beide aber zusammengenommen machen das Objekt der Anthropologie oder der Physiologie des Weltweisen aus, deren gröszester Theil übrigens auch dem Arzte unentbehrlich ist.

S. 90. erklärt sich der Verf. für den Nervensaft. Daß eine Absonderung in den Nerven vorgehe, ist wohl unläugbar, daß aber die abgesonderte Flüssigkeit gerade das bestimmte Werkzeug der Empfindung und Bewegung seyn solle, folgt daraus noch nicht. Die Bestandtheile der Nerven können durch Absonderung entstehen und erhalten werden, ohne daß gerade nur das abgesonderte des propagirende seyn darf.

Die Anhänger des Nervensafts scheinen gezwungen, eine doppelte entgegengesezte Bewegung der Flüssigkeit in den Nerven anzunehmen, bei der Bewegung vom Gehirne nach dem entfernten Theil und beym

Empfinden vom entfernten Theile nach dem Gehirne. Wie nach dieser Voraussetzung in einem Theile Bewegung und Empfindung zu gleicher Zeit gegenwärtig seyn könne, ist fast gar nicht zu reimen. Diese Schwierigkeit sucht der V. auf folgende Art zu heben. Er sagt: Es bedarf keiner zwiefachen Bewegung, sondern da, wo die Absonderung der Nervenflüssigkeit beständig auf eine gleichmässige Weise geschieht, da ist Ruhe; wird diese Lebenskraft willkührlich oder unwillkührlich verstärkt, so entsteht da, wo dieses geschieht, willkührliche oder unwillkührliche Bewegung; wird der Nerve an einem Orte gedrückt und der Absonderungskraft wiederstanden, so entsteht Empfindung.

Wenn die Hypothese des Nervensafts zu retten ist, so wäre diese Erklärungsart wohl das Mittel dazu. Aber mir kommt sie doch immer gezwungen vor; und wozu die ganze Hypothese? Vorgefaßte Meinungen stehen nur zu oft der Wahrheit im Wege, als daß man sie ohne Noth annehmen sollte. Gern wolte ich sie gelten lassen, wenn sie uns nur den mindesten Aufschluß in der thierischen Natur gäbe. Auch, dünkt mich, treffen dieser sonst scharfsinnigen Erklärungsart alle die Einwürfe, die man der fließenden Bewegung machen kann. Bloß mechanischer Druck z. B. kann es bei der Empfindung nicht ausmachen, weil der Druck bei starken Empfindungen oft ganz un-

unmerklich ist, und umgekehrt starke Zusammendrückung oft geringe Empfindung macht. Die Hauptsache kommt immer auf Reiz an, und eben den Reiz zu erklären, das ist die Sache! die abgesonderte Flüßigkeit erklärt sie eben so wenig, als der Schleim genugthuende Ursache der Reizbarkeit der Muskeln ist. Es frägt sich, wie und warum jene Empfindlichkeit und diese Reizbarkeit hervorbringt?

S. 128. Bei der Erklärung des Hörens ist die neue Theorie von der Fortpflanzung des Schalles durch das im Gehörwerkzeuge enthaltene Wasser vergessen.

S. 137. Bei dem Othemholen fehlt die neue wichtige und so vielen Aufschluß in der Theorie und Praxis gebende Theorie von der Natur der zum Othemholen erforderlichen Luft und ihrem Verhalten zu den Lungen und zur thierischen Oekonomie überhaupt.

S. 177. behauptet der V. daß es kein einziges Absonderungs-Werkzeug im Körper gebe, das nicht Säfte aller Art abzusondern im Stande sei und folgt daraus, daß alle Säfte in ihrer völligen Reife sich im Blute befinden. Aber es giebt keine einzige Erfahrung, die den Satz selbst beweisen könnte, so wie die Natur und das Verhalten des Saamens und der Galle gegen die aus dem Satz gezogene Folge streiten.

In der Lehre von der Zeugung erklärt sich der V. für die Entwickelung. Sein Hauptgrund ist, daß so

viel Kunst und Manichfaltigkeit, mit so seltenen monströsen Abweichungen verknüpft, unmöglich das Resultat verstandloser mechanischer Kräfte seyn können. Der V. sowohl als alle Anhänger der Evolution bedenken nicht, 1) daß der göttliche Ursprung des Menschen gar wohl mit der Epigenesis bestehen könne, weil man hier voraussezt, daß Gott den Menschen so gebildet und so eingerichtet habe, daß sich gewisse im Körper absondernde und vermischende Säfte zu einem organischen Körper vereinigen können; daß diese Säfte freilich von einer weit manichfaltigern Mischung und von weit vorzüglichern Kräften, als blosse chymische und organische Körper seyn müssen, versteht sich von selbst. Und will man 2) nicht die so lächerliche Einschachtelung annehmen, so muß ja doch immer einmal die organische Frucht aus unorganischen Theilen entstehen. Diese beiden Gründe in ihr gehöriges Licht zu setzen, ist hier der Ort nicht, aber ich bitte den scharfsinnigen V. sie in Ueberlegung zu nehmen.

Warum S. 217 der V. nur die Fähigkeiten zu den Geschäfts-Verrichtungen Funktionen nennt, weiß ich nicht. Die beiden leztern Namen sind ja Synonyme. Uebrigens gehören freilich die Geschäfts-Verrichtungen oder Funktionen so wohl als die Kräfte oder Fähigkeiten dazu zum Gegenstande der Physiologie.

Auch hat der V. die Eintheilung in Functiones vitales, naturales und animales beibehalten. Ich habe die Unschicklichkeit dieser Eintheilung in meinem Grund-

risse

risse zu zeigen gesucht. Ich bin überhaupt der Meinung, daß man bei den meisten Eintheilungen zu willkührlich verfahre, und dadurch Anlaß zu irrigen Begriffen gebe. Wenn man daher keine naturgemässe Eintheilungen machen kann, und sie sonst, (wie z. B. in der Naturgeschichte, wo es nur auf Kennzeichen, von welcher Art sie auch seyn mögen, ankömmt) nicht unumgänglich nöthig sind, so thut man wohl besser, sie lieber wegzulassen.

S. 222. sagt der V. „Die Verletzung einer Funktion ist Krankheit.“ 1) Nicht die Verletzung, sondern die verletzte Funktion. 2) Krankheit begreift mehr als verletzte Funktion, nemlich auch verletzte Fähigkeiten und wiedernatürliche Beschaffenheiten. Der V. sagt freilich mit Recht, daß es dem Sprachgebrauche zuwieder sei, jede Abweichung vom Natürlichen Krankheit zu nennen, aber Fehler, die eben keine Funktiönen stören, wie z. B. Grützbeutel und s. f. sind doch Gegenstände der Kunst. Alles was man thun kann, ist, entweder, zwei Namen zu machen und Krankheiten und Fehler als die Gegenstände der Medicin anzusehen, oder auch die Wörter Krankheit und krank seyn in verschiedenem Sinne zu nehmen. Beides käme auf eins heraus. Gestörte Funktion würde Krankheit, wiedernatürlicher Zustand ohne verletzte Funktion würde Fehler heissen, und man würde nur denjenigen krank nennen, der sich im ersten Falle befände, obgleich der

zweite Fall allerdings mit zum Gegenstande der Kunst gehört.

S. 225. der V. theilt die Pathologie in drei Theile 1) in die Lehre von den Erscheinungen, Phänomenologie, Nosologie 2) in die Lehre von den Ursachen, Aetiologie 3) in die Lehre von den Folgen, Symptomatologie. Ich trete der Eintheilung bei, aber ich würde sie aus einem andern Gesichtspunkte nehmen. So wohl jede einzelne und durch die Abstraktion getheilte, als auch manche immer in Verbindung vorkommende Erscheinungen haben ihre Bezeichnung und Bestimmung. So kann Amaurosis, ob sie gleich eine blos für sich bestehende Krankheit ist, doch in Folge und Verbindung einer andern Krankheit da seyn; umgekehrt Geschwulst, Röthe, Schmerz, können als einzelne Erscheinungen betrachtet und Entzündung selbst kann wiederum als einzelne Erscheinung angesehen werden. Kurz jede einzeln für sich bestehende Krankheit, jede nur abstrahirte einzelne Erscheinung, jede aus mehreren Erscheinungen bestehende Krankheit kann für sich betrachtet und bestimmt werden. Diese Bestimmung ist die Terminologie der Wissenschaft, die man mit dem V. sehr schicklich Phänomenologie, (nicht aber Nosologie) nennen könnte.

In so fern man diese Erscheinungen nicht für sich betrachtet, sondern zu bestimmen sucht, welche für sich bestehen, und welche immer in Verbindung mit andern

vor-

vorkommen, würde ich diesen Theil der Wissenschaft Symptomatologie nennen. Da aber diese Bestimmung in der Nosologie geschehen muß, als welches die Wissenschaft von den wo nicht natürlichen Ordnungen und Geschlechtern, doch natürlichen Arten seyn muß, so würde die Symptomatologie vielmehr ein Theil der Nosologie seyn, und diese Nosologie wäre dann der zweite Theil der Pathologie, so wie Aetiologie der dritte.

Aus dieser meiner Eintheilung, die, wie ich glaube, der Natur der Sache am gemäßesten ist, ergiebt sich dann auch, daß ein System der Phänomenologie noch kein System der Krankheiten ist, weil wir in der Phänomelogie nur auf die einzelnen Erscheinungen an und für sich, nicht in so fern auf sie Rücksicht nehmen, als sie Indikantia sind und Krankheiten, so wie sie in der Natur vorkommen, ausmachen.

Wahre Nosologie oder systematische Eintheilung der Krankheiten kann weder ohne Phänomenologie noch ohne Aetiologie statt finden. Die Gründe dazu habe ich in meiner Pyretologie angegeben.

S. 304. Die analogische Schlußart, die fast in allen Wissenschaften mit falschen Gründen angefochten ist, hat auch der V. nicht gehörig bestimmt. Er sagt: wenn a und b die gleiche Würkung X auf unsern Körper äußern, und unter beider Bestandtheilen findet sich d, so sehen wir d als die Ursache dieser Würkung X an, und erwarten diese von jedem andern Gegenstande, unter dessen Be-

standtheilen wir d entdecken. Der Einwurf, den der V. gegen diese Schlußart macht, daß die Würkung X zwar eine Folge von d seyn kann, aber nur in so fern d mit den übrigen Bestandtheilen in gewissen Verhältnissen und Verbindungen stehet, ist so wahr, daß ich keinem rathen wollte, sich dieser Schlußart zu bedienen. Aber das ist Misbrauch der analogischen Schlußart. Nur das heißt mit Grunde analogisch schließen: Wenn ich von a und b gleiche Würkungen im Körper warnehme, und ich aus gewissen und untrüglichen Versuchen weiß, daß beide aus c, d, bestehen, so erwarte ich von jedem andern Gegenstande, von dem ich gewiß weiß, daß er weder aus mehr noch weniger als c, d, und gerade in gleichem Verhältnisse und gleicher Verbindung bestehe, gewiß, daß er mit a, b, gleiche Würkung haben werde. Wo mir die Bestandtheile und die Mischung nur wahrscheinlich gegeben sind, da ist auch mein analogischer Schluß nur verhältnißmässig wahrscheinlich. Bei blos gemischten Körpern sind wir im Stande, die Bestandtheile genau zu bestimmen, und da gilt auch die analogische Schlußart eben so genau. Bei organischen Körpern ist dies freilich sehr schwer, daher auch hier die analogische Schlußart, in so fern man aus den Bestandtheilen und der Art ihrer Verbindung auf ihre Kräfte und Würkungen schließen will, allerdings sehr unsicher ist, ob sie uns gleich der Wahrheit mehr oder weniger nahe führen kann. In diesem letztern Falle die analogische Schlußart für untrüg-

lich

lich erklären, würde eben so thöricht seyn, als es ungereimt seyn würde, ihr im ersten Falle nicht vollkommen zu trauen.

S. 321. Daß die Klaßifikation der Heilmittel nach ihren Würkungen zu machen sei, entspricht allerdings dem Ideal der Wissenschaft, aber ist höchst schwierig und giebt in dieser schwankenden Theorie zu Weitläuftigkeiten, Wiederholungen, Unbestimmtheiten und Verwirrungen Anlaß. Und so getreu ich sonst dem Satze bleibe, daß die Eintheilung einer Wissenschaft nach der Aehnlichkeit ihres Gegenstandes geschehen müsse, so bin ich doch aus angeführten Gründen von ihm abgewichen, worüber ich diesen Abschnitt in meinem Grundrisse nachzusehen bitte. Ich getraue mir, alle Mittel, die der V. unter ihre Abschnitte gebracht hat, mit Fug und Recht so durch einander zu werfen, daß vielleicht nicht eine einzige Rubrik übrig bleiben sollte, welche die ihr untergeordneten Mittel für sich allein übrig behielte. Ein Beispiel wird dies rechtfertigen. Der H. Verf. macht zwei Hauptklassen der Mittel, nemlich nosologische und aetiologische, d. i. solche, die gegen Erscheinungen und solche die gegen Ursachen gerichtet sind. Unter den nosologischen Mitteln ist die erste Abtheilung stumpfmachende Mittel, und unter diesen das erste der Mohnsaft.

Unter den aetiologischen Mitteln ist die erste Rubrik erweichende Mittel, wo man unter andern die Absicht

hat,

hat, die festen Theile schlapp und die stockenden Säfte flüßig zu machen.

Ist nun nicht der Mohnsaft mit eben so vielem Rechte zu den aetiologischen Mitteln zu zählen? Läßt er nicht immer Erschlaffung der festen Theile zurück und hat man nicht gute Erfahrungen von seiner auf diese Würkung beruhenden auflösenden und zertheilenden Kraft? Und wenn man ihn in dieser Rücksicht bei Augen-Entzündungen anwendet, ist er da nicht gegen Erscheinung und Ursache zugleich gerichtet?

Eine andere Abtheilung der nosologischen Mittel begreift erweckende Mittel. Ist der Mohnsaft nicht ein erweckendes Mittel? Kann man nicht bei hysterischen Schwächen und Ohnmachten die Kräfte dadurch heben?

Eine andere Abtheilung hat die reizenden Mittel unter sich. Reizen nicht die Türken ihren Muth zur Schlacht durch Mohnsaft? Eine fernere Abtheilung hat schwächende krampfstillende Mittel. Gehört der Mohnsaft nicht hieher?

Ferner monathliche Reinigung befördende Mittel. Leistet der Mohnsaft nicht zuweilen diese Dienste?

Dazu kömmt nun noch, und dies ist die Hauptschwierigkeit die so große Unbestimtheit der Würkungen, von denen wir oft gar keine Begriffe haben, und wo wir also Gefahr laufen, schon in die Eintheilung der Wissenschaft, Hypothesen hineinzubringen, welche nur zu oft die Sätze selbst ausmachen.

Dies

Dies ist, was ich gegen diese Schrift zu erinnern habe. Dafür könnte ich weit mehr sagen, wenn ich nicht mit Recht von den Lesern desselben erwarten könnte, daß sie das Gute, welches sich in dem Detail dieser Schrift so häufig darstellet, und immer das Gepräge des scharfsinnigen Geistes hat, leicht von selbst finden werden.

Es erfolgt hiebei vom V. die Auseinandersetzung einiger Begriffe aus der Materia medika, die in dieser Schrift vorkommen. Es kann dies zugleich zur Probe dienen, wie mein Freund die einzelnen Sätze behandelt hat, und ich müste mich sehr irren, wenn sie nicht zur Lesung des Buchs selbst anreizen sollte.

D. Marcus Herz,

Auseinandersetzung einiger Begriffe aus der Materia medika.

1. Hausmittel.

Ein Hausmittel heißt ein Mittel, das man beständig im Hause, ohne viele Zubereitung haben kann, und ist entgegengesetzt dem Kunstmittel, das sorgfältige Verschreibung des Arzts und Bearbeitung des Apothekers erfodert. In einem andern Verstande ist es auch dem Herrschaftsmittel entgegengesetzt, wie Hauskost der Herrschaftskost, weil man sich gewöhnlich solcher Mittel für die Hausleute bedient, bey deren Krankheiten man nicht gleich so viel Aufsehns machen und einen Arzt holen lassen will. Die Herrschaft begnügt sich freilich mit diesen Mitteln selten, ihre herrschaftliche Gesundheit fodert schon künstlichere und ausgesuchtere Zubereitungen. Indessen nehmen doch auch Herrschaften von minderer Delikatesse bisweilen zu jenen ihre Zuflucht, so

wie

wie ihnen auch bisweilen Erbsen und Linsen am besten schmecken und behagen.

Ein Hausmittel ist ein simples Mittel, dem der gemeine Haufen, so zu sagen, das Bürgerrecht ertheilt hat, dessen Wirkung er in gewissen Zufällen so bewährt hält, daß er es sogleich anwendet, andern verordnet, und ihm vor jeder Kunstverordnung den Vorzug giebt.

Die Hausmittel sind unter den Arzeneymitteln, was im gemeinen Leben die Sprüchwörter sind. Sie sind, wie diese, Sätze, die man in verschiedenen Vorfällen des Lebens eintreffen gesehen, und ohne genaue Untersuchung der Umstände, zu ganz allgemeinen Wahrheiten erhoben hat. Sie machen auch, wie diese, die Weisheit des Volkes aus, die es allenthalben auskramt, und zur Richtschnur seines Verfahrens macht.

Indessen so wie die Sprüchwörter eine partielle Wahrheit haben, so haben die Hausmittel einen partiellen Werth. Wären jene nicht bey gewissen Zufällen, und unter gewissen Umständen für nützlich gefunden worden, so würden sie nie zu dieser allgemeinen Aufnahme gelangt seyn. Aber darin liegt der Fehler, daß man sie allgemein macht, daß man diese gewisse Umstände als die Bedingung ihres Werths übersieht, und ohne Unterscheidung von ihnen die Anwendung macht. Man gebraucht Petersilienwasser, um den Urin zu befördern; Knoblauch um die Würmer abzutreiben; Pfefferkörner, Blähungen zu treiben; Brandwein mit Pfeffer um das Fieber

zu heben, u. s. w. ohne die verschiedene mögliche Ursachen dieser Zufälle zu untersuchen, ob z. B. die Verhaltung des Urins von Krämpfen, von Steinen, von Geschwüren in der Blase, von venerischer Materie oder einer vermehrten andern Ausleerung, herrührt? ob die Würmer Maden, Spuhlwürmer oder Bandwürmer sind, oder ob vielleicht nicht gar die Zeichen von der Gegenwart der Würmer trüglich sind? ob beym Fieber die ersten Wege vorher gehörig gereinigt, und die Fiebermaterie aufgelöset und abgeführt ist, oder nicht? u. s. w.

Alle Hausmittel sind daher nur als Palliativmittel, und alle Kuren durch Hausmittel als Palliativkuren anzusehen, denn das nennt man eine Palliativkur, wo man unbekümmert um die verschiedenen Ursachen eines Zufalles bloß den Zufall zu unterdrücken sucht.

Die Anhänglichkeit der gemeinen Leute an Hausmitteln ist ungemein groß; theils wegen ihrer wahren, theils wegen ihrer scheinbaren (und scheinbar ist sie öft genug,) Simplicität, theils, weil es ihre Weisheit ist. Dasselbe Mittel unter seinem lateinischen Nahmen, von einem Arzt aus der Apotheke verschrieben, erweckt beym Gebrauch Bedenklichkeit, das, wenn es ihnen unter seiner deutschen Benennung empfohlen wird, sogleich alles Zutrauen gewinnt. Gröstentheils aber darum, weil sie ihnen die Kunst entbehrlich zu machen scheinen, und dem gemeinen Haufen nichts annehmlicher ist, als was Wissenschaft und Kunst herunterwürdigt. Hinge es von ihm ab, er

würde

würde die Kur jeder Krankheit, allemahl lieber einem Scharfrichter, einem alten Weibe oder einem Marktschreyer zueignen als dem vernünftigen Künstler.

Dazu kömmt noch das große Vorurtheil, das man für diese Art Mittel hat, sie könnten nicht bisweilen schädlich seyn. Es ist ein gemeines Hausmittel, schaden kann es gewiß nicht! ist die gewöhnliche Empfehlungsformul eines Hausmittels; gleichsam als wenn es möglich wäre, daß irgend Etwas unter gewissen Umständen nützlich seyn könnte, das nicht unter andern entgegengesetzten Umständen schädlich seyn muß!

Im Ganzen genommen, verdienen die Hausmittel von einer gewissen Seite, doch auch die Achtung des Arzts. Ihre große Allgemeinheit ist doch immer einigermaßen ein Zeichen von ihrem Werthe in verschiedenen Fällen. Ursprünglich sind sie doch Verordnungen eines Arzts; nur wenn die Uebel, wider welche sie gerichtet sind, häufig vorkommen, offenbar und geringfügig sind, so hat man sie endlich als bekannte Mittel aufgenommen, und ohne erst den Arzt um Rath zu fragen, nach eigenem Gutdünken sie zu gebrauchen angefangen. Es giebt jezo schon eine Menge einfacher Mittel und Compositionen, die beynahe zu Hausmittel worden sind, oder es bald werden. Dahin gehört z. B. die Rhabarber, das Niederschlagpulver, Chamillenblumen, Fliederblumen, Mittelsalze u. s. w. Und es ist immer ein gutes Zeichen von dem Werthe eines Mittels, wenn es seiner Allgemeinheit

wegen, bey dem großen Haufen zum Range eines Hausmittels gestiegen ist. Es ist daher so klug als kunstmäßig, daß der Arzt, wenn sich ihm nur nicht Umstände darbieten, die dem Gebrauche der Hausmittel zuwider sind, ehe er nach den erkünstelten Mitteln greift, jene seine Kranken versuchen läßt.

2. Specifikum.

Die Wirkung, die ein Mittel auf einen Theil in unserm Körper äußert, ist entweder eine Folge seines allgemeinen Wirkungsvermögens, und läßt sich aus demselben erklären; oder nicht, d. i. sie läßt sich aus keiner allgemeinen Beschaffenheit des Mittels herleiten, sondern sie ist ganz auf diese besondere Veränderung eingeschränkt. Daß z. B. die Salze in starker Menge Leibesöfnung machen, ist eine Folge ihrer allgemeinen reizenden und auflösenden Kraft. Vermöge dieser bringen sie in veränderter Menge und Gestalt auch andere Ausleerungen hervor. Kommen sie in die Urinwege, so reizen sie diese zur Harnausleerung; kommen sie in die Schweißgefäße, so reizen sie diese zur Ausdünstung. Es ist ihre Eigenschaft überhaupt, daß sie die flüssigen Stoffe auflösen und zur Ausführung zubereiten, und zu gleicher Zeit die festen Theile, die diese enthalten, durch ihren Reiz zur Ausleerung spornen. Dieß allgemeine Vermögen auf den Kanal der Gedärme angewendet, bringt also die Ausleerung desselben, eine Leibesöfnung, gleichfalls her-

hervor. Eben so ist die Wirkung der Bleymittel in Augenentzündungen eine Folge ihrer allgemeinen Eigenschaft zusammenzuziehen und zu kühlen, Wirkungen, die sie nicht bloß auf die Augen, sondern auf jeden andern Theil des Körpers gleichfalls äußern. Daß hingegen das Quecksilber das ausschließende und besondere Vermögen hat, einen Speichelfluß zu erregen, und auch ohne diesem die venerische Beschaffenheit der Säfte zu verbessern *); daß die peruvianische Rinde das Vermögen hat, die periodischen Zufälle aller Arten; die Zinkblumen die fallende Sucht; die Senega den Biß der Klapperschlange zu heilen; daß gewisse Mittel vorzüglich auf die güldene Adergefäße oder Muttergefäße wirken u. s. w., alles dieses ist keine Folge der allgemeinen Eigenschaften, die wir an diesen Mitteln erkennen, indem wir dieselbe er-

*) Es ist in den neuern Zeiten durch Erfahrung und Vernunftgründe ausgemacht, daß die Heilung des venerischen Uebels durch das Quecksilber einesweges auf dessen Speichelausleerung, sondern auf eine ihm ganz eigenthümliche, uns nicht erklärbare antivenerische Kraft beruhe. S. J. Andre Abhandlungen über den venerischen Tripper und die venerischen Krankheiten überhaupt. S. 88. **)

**) Ich habe in dem ersten Theile dieser Beiträge bei der Anzeige des Andreschen Buchs aus guten Gründen das Gegentheil hievon geäussert. Aber das thut zur Sache des H. Verf. nichts. Immer würkt das Quecksilber hier als ein Specifikum, es möge das Gift verbessern und umkehren, oder aber eine Ausleerung desselben bewürken, die kein ander Mittel bewürken kann.

Anmerk. des Herausgeb.

kenntbare Eigenschaften auch bey andern Mitteln antreffen, welche dieser besondern Wirkungen doch nicht fähig sind. Es ist also vielmehr eine Folge eines solchen Vermögens, das sich bloß auf diese einzelnen Wirkungen erstreckt.

Die Mittel der letzten Art nennt man Specifica, specifische Mittel, im Gegensatze der ersten Art, die man Generica, generische Mittel nennen kann. Diese beziehen sich auf ganze Geschlechter von Krankheiten, die eine gewisse Eigenschaft mit einander gemein haben; jene, bloß auf eine einzelne Art Krankheit, auf venerische, skrophulöse, krampfigte u. s. w.

Da aber an und für sich die Wirkung jedes Naturgegenstandes und folglich auch jedes Heilmittels in dessen innerer Beschaffenheit gegründet seyn, und folglich aus derselben sich erklären lassen muß; so kann die Benennung specifisch oder generisch nur relative auf uns, in wie fern wir diese innere Beschaffenheit erkennen oder nicht, einem Mittel beygelegt werden. Erkennen wir sie, so können wir vernünftigerweise desselben Mittels in andern Fällen als die bereits bekannten, uns gleichfalls bedienen, von dieser Beschaffenheit andere ähnliche Wirkungen erwarten, und das Mittel ist ein Genericum; erkennen wir sie hingegen nicht, so können wir von dem Mittel nichts erwarten, als dessen eingeschränkte Wirkung in dem einen oder anderm Falle, welche die Erfahrung uns zeigt, und das Mittel ist ein Specificum. An und

für

für sich giebt es kein Specificum, sondern alle Mittel sind generisch.

Bey der ersten empirischen Entdeckung der Heilmittel, sie mag durch Zufall, durch Nachahmung oder durch Instinkte geschehen seyn, waren sie immer Specifica, bis man sie in ihre Bestandtheile aufgelöst, und die allgemeinen Eigenschaften in ihnen entdeckt hat, wovon ihre einzelne Wirkung abhängt; alsdann hörten sie auf es zu seyn. Daher sind alle Arcana als Specifica anzusehen, bis man ihre Zusammensetzung erkennt. Das Stephensche Pulver war eine lange Zeit ein Specificum wider den Stein, bis man entdeckte, daß es aus Kalk bestehe. Da uns nun die auflösende Kraft des Kalks überhaupt bekannt ist, so ist das erwähnte Pulver uns nur ein generisches Mittel. Daher giebt es viele Medicamente, die sonst Specifica waren und nun nicht mehr sind, und giebt andere, hinter deren innern Beschaffenheit man aller Untersuchung ungeachtet noch nicht hat kommen können, die es noch immer für uns bleiben, wie z. B. die Chinarinde wider das periodische Fieber; daher endlich nimmt die Anzahl der Specifica überhaupt ab, je weiter wir in die Naturerkenntniß der Mittel und der Krankheiten gelangen, und je mehr wir durch die Vernunft ihre wechselsseitige Beziehung auf einander einzusehen vermögen.

Der Gebrauch der specifischen Mittel ist dem Adel der Kunst zuwider, so wie er den Arzt um das Künstlerverdienst bringt; denn verdienstlich ist in allen Fällen nur eine Handlung, in wie fern sie auf Gründe der Vernunft sich stüzt. Die Specifica machen den Kram der Charlatans und Marktschreyer aus, denen es um Kunst nicht zu thun ist, und kein Verdienst außer dem baaren schätzbar ist. Leider muß selbst der wahre Arzt oft zu diesen Mitteln seine Zuflucht nehmen, da bey vielen wirksamen Mitteln ihre rationelle Erkenntniß sehr mangelhaft ist: Allein nie darf er sie ergreifen außer im höchsten Nothfall, wenn erst alle Mittel, deren Wirkungsart von der Vernunft eingesehen wird, ihn verlassen; nie wird er, selbst alsdann, sie ergreifen, ohne Mißmuth über die engen Gränzen menschlicher Einsichten!

Dem gemeinen Haufen sind die Specifica sehr willkommen, und zwar aus demselben Grunde, dessen ich bey den Hausmitteln erwähnt habe, weil sie kunstwidrig sind.

3. Innerliche und äußerliche.

In weitem Verstande heißen alle Mittel innerliche, die durch den Schlund in den Körper gebracht werden; so wie alle diejenigen, welche auf einen andern besondern Ort am Körper angewendet werden, oder einen andern Weg als den erwähnten in den Körper neh-

nehmen, als durch den Mastdarm, durch die Haut, u. s. w. äußerliche genennt werden. Dieß ist die Bedeutung, in welcher diese beyden Ausdrücke gewöhnlich von den Aerzten gebraucht werden, die aber, außerdem daß die ganze Eintheilung alsdenn von gar keiner Fruchtbarkeit in der Praxi ist, offenbar sehr schwankend ist: Es ist gar nicht zu sehen, warum ein Brechmittel, dessen ganze Wirkung auf den Magen eingeschränkt ist, und das in einer kurzen Zeit nach vollendeter Wirkung selbst mit ausgeworfen wird, eher ein innerliches Mittel genannt werden soll als ein Klystier, das eben so lange im Körper sich verweilt und seine Wirkung auf den Darmkanal äußert? warum die Einreibung, wodurch das Quecksilber eben so gut in die Masse der Säfte gebracht wird, dieselbe Veränderung in den Speicheldrüsen hervorbringt, als wenn es verschluckt wird, weniger ein innerliches heißen soll, als der Gebrauch des Quecksilbers auf die letzte Art?

Im engen Verstande nenne ich alle diejenige Mittel innerliche, welche in die Masse der Säfte übergehen, und durch die Vermischung mit denselben in sie oder in die festen Theile ihre Wirkung äußern, sie mögen durch die Milchgefäße oder durch andere einsaugende Kanäle unsers Körpers den Weg dahin nehmen: äußerliche hingegen diejenigen, deren Wirkung unmittelbar auf die Oberfläche des Körpers, sie mag eine innere oder eine äußere seyn, gerichtet ist. In dieser Bedeutung gehören so wohl Brech- als Laxiermittel, in so fern von ihnen

nichts ins Blut übergehet und da Veränderungen hervorbringt, zu der Klasse der äußerlichen; so wie Klystiere, Einreibungen, Pflaster u. s. w. in so fern Theile ihres Stoffes durch die Milchgefäße der dicken Gedärme oder durch äußerliche einsaugende Gefäße in die Masse der Säfte gebracht werden, zu den innerlichen Mitteln. Ein Brechmittel, das durch eine geöfnete Ader ins Blut gebracht wird, um ein Erbrechen zu erregen, ist unstreitig ein innerliches Mittel.

Von dieser Seite betrachtet giebt es freylich selten ein äußerliches Mittel, das nicht in gewisser Absicht auch zugleich ein innerliches ist, so wie umgekehrt ein innerliches, das nicht zum Theil ein äußerliches ist. Die Benennung geschieht indessen nach der unmittelbaren Absicht, in der es angewendet wird. Ein Spanischfliegenpflaster, das um eine örtliche Entzündung zu heben aufgelegt wird, ist ein äußerliches Mittel, ob schon die flüchtigen Bestandtheile der spanischen Fliegen ins Blut übergehen; so wie blutreinigende Medicamente, die verschluckt werden, innerliche Mittel sind, wenn schon mittelbar dadurch Fehler der äußern Oberfläche des Körpers geheilt werden.

Die äußerlichen Mittel sind entweder allgemeine oder örtliche, topische. Jene sind, wenn die intendirte Absicht ihrer Anwendung sich auf die allgemeine Veränderung des ganzen Körpers, der flüßigen Theile oder der festen sich erstreckt, wie z. B. warme oder kalte

Bä-

Bäder, wodurch wir entweder die festen Theile erschlappen, Stockungen in den Gefäßen heben und den ganzen Umlauf der Säfte freyer machen, oder die festen Theile stärken, die Gefäße zusammenziehen, und die Säfte verdicken wollen: Diese sind, wenn sie bloß zu dem Endzweck angewendet werden, um einen einzigen fehlerhaften Theil zu verbessern, ohne die ganze Oeconomie des Körpers zu verändern. Dahin gehören die äußerlichen zertheilenden, erweichenden Mittel, Zugpflaster, Fontanellen, um von einem besondern Theile einen Abfluß zu machen, Gurgelmittel u. s. w.

Die äußerlichen Mittel und zwar die topischen haben ungemein viel Vorzüge in der Praxi vor den innerlichen, deren Auseinandersetzung hier zu weitläufig ist.

D. Gerhard,

Königl. Geheimen Oberbergraths u. s. f.

Chymische Beobachtungen, über die Verbindung des Eisens mit dem Kupfer.

Das allgemeine Gesetz der Natur, nach welchem sich gleichartige Körper leicht und stark, ungleichartige aber schwer und schwach verbinden, findet auch bei den chymischen Operationen statt. So findet man, daß Erden und Steine, Metalle und Halbmetalle ohne besondere Mühe und Hülfe sich vereinigen lassen, anstatt, daß es fast ohnmöglich fällt, Metall und Erden in Verbindung zu bringen. Allein auch bei den Körpern, die ihren Bestandtheilen nach so viel Aehnlichkeit haben, daß sie in eine Classe oder Ordnung ja so gar zu einem Geschlechte gehören, fällt es öfters ungemein schwer, eine genaue und innige Vermischung zu wege zu bringen. Unter mehrern hieher gehörigen Erscheinungen kann man

man die Vereinigung des Kupfers mit dem Eisen ebenfals hieher zählen, und alle Versuche, die man darüber zeither angestellt hat, beweisen die vielen Schwierigkeiten, welche sich dabey äussern.

Die Unhaltbarkeit des Eisens, wenn es mit Kupfer vermischt ist, bey seiner Bearbeitung im Feuer, giebt schon einen Beweiß davon ab. Es ist bekannt, daß ein nur höchst geringer Zusatz des Kupfers zu dem Eisen das Metall in der Hitze so mürbe macht, daß es wie Zunder auseinander fährt. Ja die Beyspiele sind nicht selten, daß Stäbe von Eisen, in denen sich Kupfer befindet, wenn sie ruhig an die Wand stehen, von freyen Stücken zerspringen, und eine geringe Vermengung einer Schmiede-Esse mit Kupfer kann eine beträchtliche Unhaltbarkeit der darin gefertigten Waaren bewürken.

Einige Metallurgen und Hütten-Leute nennen dieses den Rothbruch des Eisens, allein mit Unrecht. Denn bey dem wahren Rothbruche ist das Eisen in der Hitze mürbe, fährt bey dem Schlage des Hammers auseinander und läßt sich gar nicht, oder doch nur sehr langsam und schwer schweißen, wogegen es in der Kälte die gröste Vestigkeit hat. Allein der so genannte Rothbruch mit Kupfer raubt dem Eisen auch seine Vestigkeit in der Kälte und unterscheidet sich daher von dem wahren Rothbruch vollkommen deutlich. Denn diese besteht bloß in einem bey dem Eisen befindlichen Sauern. Daher geben alle

Eisen-

Eisen-Erze, die mit Schwefelkieß eingesprengt sind, roh und ungerostet verarbeitet den Rothbruch. Daher entstehet dieses Uebel bey dem Eisen, welches aus alten Salz-Pfannen gemacht wird. Ja das beste Eisen, wenn man selbiges mit den Säuren des Kochsalzes oder Vitriols bestreichet, wird sogleich rothbrüchig, und der Zusatz des Kalkes ist in allen Fällen das beste Mittel, dem wahren Rothbruch zu wehren, welches Mittel aber gegen den falschen von Kupfer entstehenden Rothbruch nichts hilft und ausrichtet.

Diese falschen Begriffe vom Rothbruche haben den berühmten und unvergeßlichen Cramer auf den Gedanken gebracht, die Sprödigkeit der aus kaltbrüchigen Eisen angefertigten verschiedenen Guß-Waaren, durch den Zusatz von etwas Kupfer zu verbessern. Da dieser Umstand für die Chur- und Neumärkschen Eisenhütten äußerst beträchtlich war, als welche aus den magern Wiesen-Erzen allezeit nur ein kaltbrüchiges Eisen zu liefern im Stande sind, so habe ich über diese Sache viele Versuche angestellt.

Zuförderst mischte ich roh Eisen und Kupfer in verschiedenen Verhältnissen zusammen, schmelzte diese Metalle ein, rührte sie wohl durcheinander und goß sie aus. Allein bei keiner dieser Verbindungen fand ich, daß das Kupfer und das Roheisen mit einander genau gemischt waren. Man konnte überall die Kupfertheile so gar mit dem bloßen Auge entdecken, ja wenn die Masse in

einem engen, spitzen und höhern Gießpuckel eingegossen ward, so sonderte sich unten ein Kupfer-König ab.

Zu dem Ende schmelzte ich diese Mischung mit etwas Kalk ein, und fand, daß die Vereinigung viel besser von statten gegangen; und wenn ich einen Theil Spießglaß-König mit 6 Theilen Kupfer zuvor zusammen geschmolzen, und von dieser Masse 10 Pfund unter 1 Cent. Roheisen gesetzt hatte, so bemerkte ich eine innige und genauere Verbindung des Kupfers mit dem Eisen.

Diese Masse war sehr hart. Sie hatte ein feines ziemlich dichtes Korn, besaß eine so beträchtliche Härte, daß die beste Feile sie nicht angriff und ließ sich sehr dünne und sehr fein gießen. Allein sie war auch so spröde, daß sie auf den ersten Schlag des Hammers entzwey ging. Eben dieß erfolgte bey einer davon gegossenen dünnen Platte, wenn ich sie in die Hitze brachte, da sie dann ebenfalls bald entzwei sprang.

Allein der absolute Zusammenhang dieser Masse war im Verhältniß gegen diese Art des Zusammenhanges bey dem Roheisen sehr beträchtlich. Ein cylindrisches Stäbchen Roheisen von Duodecimal-Linie eines rheinländischen Zolles wurde von drey Cent. zerrissen, anstatt daß ein Stäbchen des mit Kupfer und Spießglaß-König legirten Roheisens fünf Cent. zwanzig Pfund zur Zerreißung erforderte.

Diese Versuche beweisen drey Sätze.

1. Daß

1. Daß Roheisen und Kupfer vor sich in keine genaue Verbindung treten, daß der Zusatz des Kalkes diese Verbindung befördere, die Legirung mit Spießglaß-König aber sie vollkommen mache, und hieraus läßt sich erklären, wie bei kupferschüssigen Eisen-Erzen, etwas Kupfer genau mit dem Eisen zusammen kommen kann, als welches der bey dem Schmelzen der Eisen-Erze zugesetzte kalkartige Fluß bewürkt.

2. Daß ein mit Kupfer legirtes Roheisen eine beträchtliche absolute, aber eine schwache, relative Cohäsion habe, und daß also Werkzeuge, die aus einem dergleichen Roheisen angefertiget werden, überall sehr dauerhaft sind, wo es auf Druck, Zug, und ruhige Haltung ankömmt, dagegen aber dem Zerbrechen sehr unterworfen sind, wenn sie Stoß, oder eine schnelle Ausdehnung auszuhalten haben.

3. Daß zu feinen Gießereyen, wohin Statuen, Bildwerke, Gitterarbeit, Abdrücke von Medaillen rc. gehören, ein mit Kupfer legirtes Roheisen vorzügliche Dienste thue.

Man könnte vielleicht glauben, daß die beständige Beymischung schlackiger Theile in dem Roheisen die Verbindung mit dem reinen Metall des Kupfers hindere, und dieser Gedanke wird desto wahrscheinlicher, weil der Zusatz des Kalkes, durch welchen die schlackigen Theile im Roheisen bezwungen werden, diese Vereinigung erleichtert. Allein wenn man bedenkt, daß der Regulus Antimonii das beste Verbindungsmittel abgebe, bey dessem

Ge-

Gebrauch keine schlackige Theile sich absondern, so verschwindet dieser Gedanke gänzlich. Wie schwer es übrigens hält, auch bey ganzen Hütten-Proceßen Eisen und Kupfer genau mit einander zu verbinden, davon giebt die Schmelzung der Kupfererze einen Beweiß. Fast alle Kupfererze haben Eisen in sich, welches sich in dem schwarzen Kupfer zeiget, in welchem die Verbindung dieser beiden Metalle durch den Schwefel, der Zuschlag vielleicht auch öfters durch antimonialische Theile befördert wird. Allein bei dem Kupfer-Garmachen zeigt sich, daß wenn diese Arbeit unrein geschehen das meiste Eisen auf der Oberfläche der Scheiben sich in Gestalt von schwarzen Flecken zeigt.

Alle diese Umstände beweisen also deutlich, wie schwer es hält, Kupfer und Roheisen mit einander zu verbinden.

Allein wie sieht es mit der Vereinigung des reinen oder des Stabeisens mit dem Kupfer aus?

Diese Frage ist noch zu entscheiden.

Ein besonderer Umstand hat zur Erörterung derselben Gelegenheit gegeben. Ein Künstler aus Sachsen überreichte Sr. Majestät eine Metallmasse, die seiner Aussage nach aus Eisen, und Kupfer bestehen sollte; aus dem Verbindungsmittel machte er ein Geheimniß, er erbot sich daraus eine Canone zu gießen, und versicherte, daß diese Masse haltbarere und leichtere Canonen abgeben werde, als die gewöhnliche, welche aus Kupfer und Zinn besteht.

Diese

Diese Masse hatte einen feinen klarspießigen etwas glänzenden Bruch, sie ließ sich kalt und ohne zu reißen besser hammern, als die gewöhnlichen Canonen-Masse. An Farbe fiel sie mehr ins rothe als ins gelbe. Ein Stäbchen von einer rheinländischen Linie ward von 10½ Centner angehangenem Gewicht zerrissen, anstatt daß ein eben so starkes Stäbchen des hiesigen Metalls 13 Cent. zu seiner Zerreißung erforderte. Bey Gießung der Probe-Canone endlich fand sich, daß die Masse sehr leichte und schnell floß und eine Menge gelber und weißer Blumen an den Zugpfeifen und an dem Schurloche des Ofens ansetzte. Vom Magneten wurde diese Masse beynahe ohnmerklich angezogen. Wenn ich aber ein Stükchen davon auf ein Blättchen Papier legte, und dieß auf ein breites Gefäß mit Wasser setzte, und dann den Magnet herein brachte, so zeigte derselbe eine beträchtliche Würkung.

Ich kann hiebey nicht unangemerkt lassen, daß dieß die sicherste Probe ist, wie man durch den Magnet die Anwesenheit von Eisentheilen in einem Körper erfahren kann. Ja die Sache geht so weit, daß wenn man Eisen-Erze nimmt, welche der Magnet auf keine Art anzieht, und behandelt sie auf die vorige Art, dieselben alsdann doch von dem Magnet gezogen werden. Eben dieß erfolgt bey Erden und Steinen, die einen äußerst geringen Antheil von Eisen in sich führen. Es ist bekannt, daß die Scheidung solcher Metallmassen am sichersten und besten auf

dem so genannten nassen Wege erfolgt. Allein einmal erfordert diese Auflösung viel Zeit, anderntheils weiß ich aus Erfahrungen, die ich bei einer andern Gelegenheit mittheilen werde, daß Metalle noch mehr aber, Halbmetalle bei Zusammenschmelzungen zuweilen so verändert werden, daß es öfters und unter gewissen Bedingungen sehr schwer fällt, dieselben rein und mit völliger Gewißheit kenntbar wieder herzustellen.

Da man in dem gegenwärtigen Falle hievon bald wissen wollte, in wie weit es möglich sey, aus Eisen und Kupfer ein haltbares Metall zu bereiten, so wählte ich gleich den Weg der Zusammensetzung und nahm die oben mit dem Roheisen angestellten Versuche zum Führer. Zu dem Ende nahm ich erstlich gleiche Theile Flußspath und Kalk und mischte dieselben wohl untereinander. Mit 6 Loth dieser Masse vermischte ich 1 Quentchen Eisenfeile, alsdann stratificirte ich in einem Ipser-Tiegel 4 Loth Kupfer mit der vorigen Masse und setzte alles 1 Stunde lang in einem Windofen von einer beträchtlichen und bekannten Force. Nach Herausnehmung und Zerbrechung des Tiegels, fand ich oben eine weiß graue Schlacke und unten einen Metallkönig, welcher 3¾ Loth wog, sich ganz außerordentlich weich hammern und feilen ließ, etwas ins gelbliche fiel und dessen Feilspäne von dem Magneten gezogen wurden.

Man darf zu diesen Versuchen keine weissen heßischen Tiegel nehmen, weil der fressende Flußspath und Kalk dieselben gleich auflöset. Da ich dieß Metall zum Gebrauch zu weich halte, so nahm ich 6 Theile Eisen und 1 Theil Regulus und schmelzte dieß zusammen. Von dieser Masse nahm ich ferner 1 Theil und schmelzte denselben mit 6 und hernach mit 8 Theile Kupfer ein. Beide Massen besonders die letzte waren fast eben so gelb wie das sächsische Metall, außer daß die Kupferröthe noch mehr hervorsteht. Sie ließen sich ungemein gut hammern, und besser als das hiesige Canonengut. Der Bruch war eben so dicht und fein wie bei dem sächsischen Metall aber matter, und ein gleich dicker Stab erfoderte zu seiner Zerreißung 10 Centner, also $\frac{1}{2}$ Centner weniger als das sächsische, wobei aber zu bemerken, daß dieß Stäbchen bei dem Zerreißen war etwas gedehnt worden, welches also die Trennung eher als es sonst geschehen seyn würde, wahrscheinlich bewürkte. Endlich so war mir aus andern Erfahrungen bekannt, daß das Nickel-Metall sich mit dem Kupfer und Eisen leicht verbinde, und da ich bei dem Gießen des Probe-Canons aus dem fremden Metall einen Arsenicgeruch wahrgenommen hatte, die ordinaire Coboltspeise aber vor ihrer Reinigung noch immer etwas davon in sich hat, so kam ich auf den Gedanken, ob vielleicht Nickel eben dieß leisten und Kupfer und Eisen mit einander verbinden werde. Zu dem Ende schmelzte ich 1 Theil Nickel und 2 Theile Eisen zusammen,

und erhielt daraus eine überaus dichte, graue Masse, welche die schönste Politur annimt, und die man vielleicht zu Walzen und andern Utensilien, zu denen man sich sonst des sogenannten von den Engelländern so geheim gehaltenen geschmolzenen Stahls bedient, brauchen könnte. Von dieser Masse nahm ich einen Theil auf 8 Theile Kupfer, schmolz dieselben zusammen, und erhielt eine aus dem gelben ins rothe fallende Masse, welche ungemein dicht, vest, und doch dabei beträchtlich geschmeidig war, so daß sie sich zu einer Platte von der Dicke eines Zweygroschenstücks ohne zu bersten kalt treiben ließ.

Ich kannte nunmehr drei Methoden geschmiedetes Eisen mit Kupfer zu vermischen. Es kam also darauf an; wie sich die Metallmassen in der Schmiedbarkeit, im Feilstrich und in der eigenthümlichen Schwere verhalten werden, je nachdem man das Eisen in verschiedener Proportion und durch verschiedene Mittel mit dem Kupfer verband. Um dieß zu erfahren habe ich folgende Versuche angestellt, welche in beiliegender Tabelle mit ihren Resultaten verzeichnet sind.

Aus diesen Versuchen, verglichen mit den obigen, folgt nun, daß

1. Kalk und Flußspath nur eine geringe Menge Eisen mit Kupfer vereinigen können.

2. Daß der Spießglaß-König schon mehr thue.

3. Daß das Nickel-Metall das beste Vereinigungs-mittel abgebe.

4. Daß mit dem mindern Zusatz des Eisens die Schmiedbarkeit der Masse in den Zusätzen von 1 2. und 3. zunehme, und umgekehrt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß unter den Massen von No. 2 und 3 eine seyn möge, welche, wenn die Menge des Eisens etwa auf 8 oder 10 Procent kommt, sich zu Canonenguth schicken dürften. Allein es ist eine andere Frage, ob dergleichen eisenschüßiges Canonen-Gut vor dem gewönlichen aus Kupfer und Zinn bestehenden den Vorzug verdiene?

Zuförderst zweifele ich nicht, daß aus einer oder der andern dieser Massen leichteres Geschütz könne gegossen werden, weil diese Massen zum Theil schmiedbarer als die mit Zinn legirten sind. Allein die Erfahrung bezeugt daß leichtes Geschütz den Schuß durch das starke Zurückspielen bei dem Abfeuern sehr unsicher mache.

Eine mehrere Weite des Schusses wird man sich auch wohl schwerlich versprechen können, weil die Zinnmasse eben so glatt wie die Eisenmasse gebohrt werden kann, und die Zeit welche die Kugel im Geschütze nach der Ent-

zün-

üb ... upfer und Stabeisen durch Schmelzen zu verbinden.

vie weit
en, wenn
in Feil
verwan-
vom Ma-
gezogen
n.

Anmerkungen.

No		Anmerkungen
1	tlich.	Die Masse sub litt. A., welche aus 2 Theilen reinen Eisenfeilspänen und 1 Theil Koboltspeise zusammengeschmolzen, wurde mit dem Kupfer, welches aus dünnen Blechen bestand, im Windofen in einem stündigen Feuer zusammen geschmolzen.
2	falls	
3	ch aber so stark.	
4	vach.	
5	tlich.	Mit der Masse sub litt. B., welche aus 1 Theil Regulus antimonii und 6 Theilen Eisenfeilspänen zusammen geschmolzen, wurde eben so wie bey No. 1. 2. 3 und 4 verfahren.
6	falls.	
7	eichen.	
8	aber änzlich.	
9	nig.	Bei diesen Versuchen No. 9. 10. 11 und 12 wurden die allerfeinsten Kupfer Granalien mit den Eisenfeilspänen aufs genaueste gemischt, und diese gemischten Metalle mit dem Fluß sub litt. C, welcher aus gleichen Theilen Flußspath und Kreide bestehet, in einem Tiegel stratificiret und einem stündigen starken Schmelzfeuer ausgesetzt. Weil diesen Fluß kein aus Thon gefertigter Tiegel in sich halten kann, so wurden zu diesem Versuche Ipser Tiegel genommen.
10	weniger.	
11	weniger.	
12	eichen.	

— Obgleich dieser Fluß die
...ht möglich, obgleich Eisen und Kupfer vorher auf das ge-
... wie die Resultate beweisen, wo Kupfer und Eisen völlig se-
...n mit dem Kupfer in Mischung gegangen, erhellet daraus
... gezogen wird.

zündung des Pulvers zubringt, viel zu kurz ist, als daß eine etwas stärkere Elasticität des Metalls hiebei etwas ausrichten könnte.

Ferner sind diese Massen nicht härter als die mit Zinn legirte. Die Zerstörung also, welche die Kugel selbst bei dem Geschütz macht, ist beiden und wahrscheinlich in gleichem Grade eigen. Das mit Zinn legirte Canonen-Gut hat die Unbequemlichkeit, daß das Zinn bey langem Gebrauch des Geschützes von der Hitze des Pulverdampfes ausgeschmolzen und also die Seite des Geschützes angegriffen wird. Dieß würde nun zwar bei den mit Eisen legirten Massen nicht zu befürchten seyn, weil die Metalle und Halbmetalle, die zu deren Composition gebraucht werden, nicht so leicht wie das Zinn schmelzen. Allein auf der andern Seite ist das Zinn in den Säuren des Schwefels und des Salpeters nicht so auflößbar wie Eisen, Kupfer und Nickel. Der Pulverdampf wird also wahrscheinlich durch seine Säuren, die Masse des mit Eisen legirten Metalls stärker als das gewöhnliche angreifen, besonders die Zündlöcher beträchtlich ausbrennen, und dadurch vielleicht eben so bald wo nicht noch zeitiger das daraus verfertigte Geschütz verderben, als dies durch das Feuer und dessen Hitze erfolget. Der gröste Vortheil dieser Metallcomposition dürfte wahrscheinlich noch der seyn, daß, weil beyde Körper daraus es besteht, beynahe gleichen Grad der Zerstörbarkeit im

Feuer haben, bei Umschmelzung derselben keine neue Legirung nöthig seyn wird, ohne die man bei einer Zinnmasse deshalb nicht wegkommen kann, weil das Zinn von dem Feuer besonders dem gewöhnlichen Flammen-Feuer auf welche die Gießofen eingerichtet sind, zu sehr angegriffen und zerstört wird. Wenn man daher sich dieser Massen auch zu Glockengut und andern Arbeiten von Bronze bedienen wollte, so würde man auch bey den Umschmelzungen diesen Vortheil geniessen können.

Die Kosten bei den Metallmassen dürften wohl ziemlich gleich seyn, denn ob sich gleich die Preise des Eisens zu dem Zinn wie 1 = 6. verhalten, so gelten der Spießglaß-König und der Nickel desto mehr. Hieruächst erfordert diese Masse mehr Feuer und Arbeitslohn, weil erst die Masse zusammengeschmolzen und dann noch einmal zum Gießen eingeschmelzt werden muß, wodurch sich die Kosten besonders an Orten wo die Feuerung hoch steht und der Arbeitslohn theuer ist, einander ziemlich heben möchten.

Es sey mir erlaubt noch eine Bemerkung anzuführen. Es ist bekannt, daß man viel Mühe anwenden muß, die Kieß-Kupfer, und die von den schwarzen bituminösen Mergelschiefern fallenden Kupfer rein vom Eisen darzustellen. Die Harzkupfer zum Beispiel sind Kieß-Kupfer und doch niemals von Eisentheilen so frey wie

die

die schwedischen von Fahlun und andern dortigen Gruben. Die Ursache liegt wahrscheinlich in der Gangart mit denen die Erze vermischt sind. Bei dem Harzkupfer ist die Gangart gemeiniglich Kalkspath oder Flußspath, bei den schwedischen aber Quarz. Erstere beide Steinarten befördern aber die Verbindung des Eisens mit dem Kupfer, und geben dadurch zu der Verunreinigung des leztern mit dem erstern Gelegenheit.

Die bituminösen Mergelschiefer entstehen aus Thon und Kalkerde; man sezt mit vollem Recht zu der Verschmelzung derselben Flußspath zu, und es trift also der vorige Fall ein.

Die Hüttenarbeiter können sich aus dieser Bemerkung drei Regeln nehmen:

1. Bei dem Verschmelzen der Kupfererze den Zuschlag von Kalk und Fluß so viel als möglich zu vermindern.

2. In dem Fall, daß dieß nicht möglich ist, oder die Kupfer oder das Erz selbst dergleichen Steinart bei sich führen, den Stein bei dem Rohschmelzen ja nicht concentrirt sondern so reich an Schwefel wie möglich zu machen, damit in den ersten Rostfeuern durch den Schwefel die meisten Eisentheile destruirt werden.

Die

3. Bei der Verschmelzung grüner und blauer Kupfererze, die gar keinen Schwefel in sich führen, ja keinen Kalk, welcher das Eisen leicht reducirt, sondern bloß Flußspath oder noch besser Flußspath und Gyps zu brauchen, weil diese beiden Steinarten so dünne und auch so schnell fließen, daß man sie zu Glasuren brauchen kann, auch überdem der Gyps das Eisen stark und leicht zerstört.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Selle, Christian Gottlieb, 1748-1800

Neue Beiträge zur Natur- und Arzenei-Wissenschaft

Bd.: 2

Berlin 1783

M.med. 1241 v-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10289771-9
VD18 80262279-001